

Der Reidenmeister

Geschichtsblätter für Lüdenscheid Stadt und Land

Herausgegeben vom Geschichts- und Heimatverein Lüdenscheid e.V.

Nr. 195

3. August 2013

„Es ist nicht weit nach Lüdenscheid“ Die Internationalen Kunststoffhaus-Ausstellungen in Lüdenscheid 1971 und 1972¹

Klaus Crummenerl

Seit 1971 ging ein Werbespruch durch die Medien, der Lüdenscheid vielleicht genauso bekannt gemacht hat wie der berühmte Herr Müller-Lüdenscheid: „Es ist nicht weit nach Lüdenscheid.“ Das ist nicht gerade eine brillante Formulierung – etwa so wie das früher kursierende „Nur mit Hut geht man gut“ – aber sie vermittelt doch eine Kernaussage, die von Außenstehenden wohl auch wahrgenommen worden ist.

Unsere Stadt lag seit Jahrhunderten abseits aller wichtigen Fernverkehrswege. Daran hatte der Eisenbahnanschluss mit der Stichbahn von Brügge im Jahre 1880 nichts geändert. Erst Ende der 1960er Jahre wandelten sich die Verhältnisse, als Lüdenscheid mit der Sauerlandlinie an das Autobahnnetz zunächst Richtung Dortmund angebunden wurde. Seit Oktober 1971 war die A 45 dann – mit der Freigabe auch der dritten Lüdenscheider Anschlussstelle Lüdenscheid-Süd – durchgehend von Dortmund bis zum Gambacher Kreuz Richtung Frankfurt am Main befahrbar. Für die Stadt und besonders ihre Industrie brachte dieses Ereignis einen nicht zu unterschätzenden Entwicklungsschub, zumal sich der Gütertransport von der Schiene immer mehr auf die Straße verlagerte. Kein Wunder also, dass man jetzt mit dem plakativen Satz „Es ist nicht weit nach Lüdenscheid“ besonders im Ruhrgebiet auf sich aufmerksam zu machen suchte.

Neue Entwicklungsperspektiven ergaben sich in jenen Jahren noch aus einem anderen Grund. Am 1. Januar 1969 war das Gesetz über die kommunale Neugliederung des Kreises Altena und der kreisfreien Stadt Lüdenscheid in Kraft getreten. Lüdenscheid verlor seine 1907 erworbene Kreisfreiheit, wurde jedoch anstelle Altenas Kreisstadt des neuen Kreises Lüdenscheid. Die das Stadtgebiet ringförmig umschließende, flächenmäßig viel größere Gemeinde Lüdenscheid-Land wurde bis auf kleinere Randbereiche in die Stadt ein-



Abb. 1) Blick nach Nordwesten über das Ika-Gelände 1971 vor der Eröffnung. Rechts vorn das Orion, links davon das Futuro, rechts davon das Rondo; unmittelbar hinter dem Futuro der Biodom, rechts davon das Zeltdach für den städtischen Pavillon.

gegliedert. Erstmals in der Geschichte lag jetzt die Planungshoheit für das gesamte Lüdenscheider Gebiet verwaltungsmäßig und politisch in einer Hand. Das erzeugte eine bisher nicht gekannte Aufbruchstimmung, welche der städtebaulichen Entwicklung, namentlich der Innenstadterneuerung und der Erschließung neuer Gewerbe- und Industrieblöcke eine vorrangige Bedeutung beimaß.

Die Lüdenscheider Überlegungen zur Stadtentwicklung standen nicht im luftleeren Raum. Sie orientierten sich an den damals sehr intensiven urbanistischen, städtebaulichen und stadtsoziologischen Debatten. 1965 hatte der Psychoanalytiker Alexander Mitscherlich einen berühmten Essay veröffentlicht, dessen Titel zum geflügelten Wort geworden ist: „Die Unwirklichkeit unserer Städte – Anstiftung zum Ungehorsam“.

¹ Der Aufsatz gibt in leicht veränderter und erweiterter Form einen Vortrag wieder, den der Verfasser am 19. April 2012 im Geschichtlichen Forum des Geschichts- und Heimatvereins Lüdenscheid e. V. gehalten hat. Die Darstellung beruht zu einem Teil auf eigenen Erinnerungen des Verfassers, der von Oktober 1969 bis Februar 1973 als Hilfsdezernent für Rechts- und Verwaltungsangelegenheiten im Baudezernat der Stadt Lüdenscheid tätig war. Ferner sind Gespräche mit Zeitzeugen, u. a. aus dem Umfeld der SABAG verwertet worden. Zahlreiche Details gehen zurück auf die Bestände des Stadtarchivs Lüdenscheid, besonders Fol. LS 2-81 und LS 2-86 (beide zur Ika), Fol. LS 2-64 (IWEMA) sowie Kataloge und Pressemappen zur Ika aus der Schriftensammlung. Auf einzelne Quellenangaben aus diesen Vorgängen ist verzichtet worden, um die Publikation nicht zu überfrachten. Der Verfasser dankt dem Stadtarchiv Lüdenscheid (Timm Begler und Christin Spangenberg) für mancherlei Hilfestellung bei der Recherche, der Stadtbücherei Lüdenscheid (Franziska Altenpohl) für Unterstützung beim Bibliographieren und Herrn Dr. Dietmar Simon, der sein eigenes Recherchematerial zur Ika freundlicherweise zur Verfügung gestellt hat. Dank gebührt auch den interviewten Zeitzeugen, die auf eine Namensnennung verzichtet haben.

Die von Le Corbusier beeinflusste immer noch tonangebende städtebauliche Charta von Athen aus dem Jahr 1931 mit ihrer Vorstellung einer nach Funktionen – Arbeit, Wohnen, Freizeit – räumlich geteilten Stadt wurde zunehmend in Frage gestellt. Die Konzeptionen einer „verkehrsgerechten“ oder auch der „ökonomischen“ Stadt hatten sich als fragwürdig erwiesen. Die Urbanisten versuchten jetzt mehr den Menschen und seine ureigenen Bedürfnisse in den Mittelpunkt zu stellen. Sie postulierten die „organische“, die „ökologische“, die „ästhetische“, die „gegliederte und aufgelockerte“ oder einfach die „humane“ Stadt. In den Mittelpunkt solcher Betrachtungen rückten besonders Überlegungen zum Wohnungsbau und zum Wohnumfeld.

Der seit der Nachkriegszeit aufgeblähte Bauboom war ungebrochen. Die Architekten versuchten, neue standardisierte Bausysteme zu entwickeln, die vor allem den Wohnungsbau effizienter, kostengünstiger und ressourcensparender gestalten sollten. Vieles blieb theoretisch, Einiges schien futuristisch-utopisch, nur Weniges wurde praktisch umgesetzt. Ein Ableger ist allgemein bekannt: die Plattenbauweise der DDR.

Ein Beispiel der spektakulären, aber letztlich doch spekulativen Baukastensysteme von damals ist mir in Erinnerung geblieben, weil es im Lüdenscheider Rathaus für die Innenstadtsanierung und die Stadterweiterung zeitweise auf Interesse stieß: die von dem Architekten Richard J. Dietrich entworfene Metastadt.² Ihr Grundmodul bestand aus einem annähernd kubischen Körper aus vorgefertigten Stahleinheiten, die vor Ort montiert wurden. Die Module konnten beliebig kombiniert werden. Das variable Wände ermöglichende System war besonders für einen flexiblen Wohnungsbau gedacht. 1970 entstand in München ein Prototyp, der auch von einer Delegation aus dem Lüdenscheider Rathaus inspiziert wurde. Im Metastadtsystem entstand dann 1973/74 in der sog. Neuen Stadt Wulfen am Nordrand des Ruhrgebiets – sie gehört heute zu Dorsten – tatsächlich eine breit gestaffelte, vielfältig gegliederte, etwa zehngeschossige Anlage mit über 100 Wohnungen und einigen Läden, gestalterisch auf der Höhe der Zeit. Das System war allerdings technisch wenig ausgereift und so wurde die Wulfener Metastadt wegen gravierender Baumängel schon 1987 sang- und klanglos wieder abgerissen.

Solche und andere Stahlkonstruktionen gehörten inzwischen zu den eher konventionellen Bauweisen. In der innovativen und experimentellen Architektur bemühten sich die Protagonisten nicht nur um neue konstruktive Verfahren, sondern auch um den Einsatz neuer Baustoffe. Dabei spielten die Kunststoffe eine exemplarische Rolle. Im Innenausbau von Gebäuden nahmen sie bereits einen wesentlichen Anteil ein. Auch bei den Möbeln fanden sie Verwendung. Warum nicht in der Tragwerkkonstruktion? Neue glasfaserverstärkte Kunststoffe auf Polyesterharz-Basis sollten dies ermöglichen. Der amerikanische Architekt R. Buckminster Fuller realisierte seit 1954 große Überdachungen auf der Basis sog. geodätischer Konstruktionen aus Kunststoff. Das erste französische Kunststoffhaus 1956 war noch eine Mischkonstruktion. Als frühestes reines Einfamilienhaus aus Kunststoff gilt das *Monsanto house of the future*, das 1957 im Disney-Park in Kalifornien erbaut wurde.³



Abb. 2) Blick nach Osten über das Ika-Gelände 1971 vor der Eröffnung. Rechts im Hintergrund die Traglufthalle.

In Deutschland wurden die neuen Tendenzen besonders von dem Architekten Prof. Rudolf Doernach aufgenommen, der einige Jahre als Assistent von Buckminster Fuller gearbeitet hatte. Er baute 1957 das erste deutsche Kunststoffhaus aus miteinander verbundenen Dach-Wandschalen, die vor Ort in einem komplizierten Verfahren eingewölbt wurden.⁴ Doernach war in gewisser Weise ein Außenseiter unter seinen Architektenkollegen, weil sein Interesse nicht vorrangig den konstruktiven Möglichkeiten und dem neuen optisch-gestalterischen Potential des Kunststoffs galt, sondern weil er damals bereits nach bautechnischen Lösungen suchte, um die sich abzeichnenden Umweltbelastungen zu reduzieren.⁵ Er entwickelte die Vision einer „Biotektur“, einer Architektur, die „automatisch, durch richtige Strukturierung physikalisch-chemischer energetischer Prozesse – wie eine Pflanze (entsteht)“.⁶ Mit den technischen Fragen beschäftigte sich besonders das schon 1957 gegründete, heute noch existierende Darmstädter Institut für Bauen mit Kunststoffen (IBK) unter der damaligen Leitung des Architekten Amtor Schwabe.

Aber seit der Mitte der 1960er Jahre ging es nicht nur ums Theoretische oder gar Visionäre, sondern auch um Handfesteres. Die Kunststoffindustrie und das kunststoffverarbeitende Gewerbe witterten im Bauen mit Kunststoffen ein Geschäft. Prototypen wurden entwickelt, wenngleich die meisten Hersteller das Risiko scheuten. Für Kunststoffhäuser sprachen vor allem die Modernität und die Faszination des vielseitigen Materials, aber auch die Hoffnung auf normierten, preiswerten und rasch erstellbaren Wohnraum. Noch wenig geklärt waren allerdings technische Fragen im Zusammenhang mit den für eine Nutzung unabdingbar notwendigen Baugenehmigungen. Dazu gehörten u. a. Nachweise über das statische und bauphysikalische Verhalten von Kunststoffen sowie ihre Schall- und Wärmeisolierung und ihre Feuerbeständigkeit.

Es verwundert nicht, dass in dieser kaum überschaubaren Gemengelage Personen und Unternehmen auf den Plan traten, die in der Vermarktung von Kunststoffhäusern eine ökonomische Chance sahen und die sich frühzeitig Absatzanteile in einem als lukrativ vermuteten Zukunftsmarkt sichern wollten. Interessanterweise gehörte dazu die 1970 in Lüdenscheid gegründete „Sauerländische Freizeit- und Erholungsanlagen Baugesellschaft mbH & Co. KG“, die sich kurz SABAG, später SBG nannte. Kapitalanteile übernahmen der Lüdenscheider Bauunternehmer Horst Woeste – damals zugleich einer der größten Wohnungsvermieter in der Stadt –, zwei weitere Lüdenscheider Investoren sowie eine auswärtige Fertigbaufirma, die aber bald wieder ausschied.⁷ Zu Geschäftsführern des Unternehmens bestellt wurden die Herren Ernst Weidehoff als Repräsentant der Firma Woeste und Hans-Werner Schmöle. Dieser hatte sich als Stadtoberinspektor im Lüdenscheider Bauverwaltungsamt beurlauben lassen. Er war politisch u. a. als Landesvorsitzender der Jungen Union Westfalen-Lippe engagiert, wurde am 19. November 1972 über die Landesliste in den Deutschen Bundestag gewählt, dem er bis 1983 angehörte und war von 1973 bis 1975 Beisitzer im Bundesvorstand der CDU.⁸ Durch seine politischen Ämter verfügte er über hervorragende Kontakte zu Entscheidungsträgern aller staatlichen Ebenen, aber auch zu Vertretern der Wirtschaft.

Geschäftszweck der SABAG war, wie sich bereits aus dem Firmennamen erschließen lässt, hauptsächlich der Bau und die Vermarktung von Ferienhauskomplexen. Als erstes Vorhaben wurde eine Ferienhaussiedlung in Herblinghausen – die Ortslage gehört heute zu Sundern im Hochsauerlandkreis – in Angriff genommen. Dort sollten ab 1971 über 200 Ferienhäuser in Holzbauweise entstehen, die in rascher Folge fast komplett vermarktet werden konnten.⁹ Bei der Realisierung gab es allerdings erhebliche wirtschaftliche Probleme. Ein

2 <http://www.wulfen-wiki.de/index.php/Metastadt>; http://de.wikipedia.org/wiki/Metastadt_%28Architektur%29 mit zahlreichen Abbildungen

3 Das Haus wurde 1967 wieder abgerissen.

4 Vgl. Rudolf Doernach (Hrsg.), Bausysteme mit Kunststoffen, Stuttgart 1974, besonders S. 23 ff.

5 Vgl. Elke Genzel, Pamela Voigt: Kunststoffbauten: Teil 1 – Die Pioniere. Weimar 2005, S. 15

6 Rudolf Doernach: Doernach und die Biotektur in: Deutsche Bauzeitung 4-1971, Heft 105, S. 404

7 Hervorgegangen ist die SABAG aus einer älteren BGB-Gesellschaft des Bauunternehmers Woeste und zwei weiterer Lüdenscheider Gesellschafter; diese Gesellschaft bestand fort; sie haftete letztlich auf Grund von Bürgschaften für bankmäßige Verbindlichkeiten der SABAG (freundliche Mitteilung eines der Beteiligten).

8 <http://www.munzinger.de/search/portrait/Hans+Werner+Schm%C3%B6le/0/13731.html>; Konrad-Adenauer Stiftung <http://www.kas.de/wf/de/71.9402/>

9 Freundliche Mitteilung von Herrn Gerhard Winkler.

weiteres Projekt am Haddorfer See im Kreis Steinfurt blieb als Investitionsruine in der Anfangsphase stecken. Parallel zu diesen Projektentwicklungen traten Kunststoffhäuser in den Focus der SABAG, weil sie ihr als Ferienhäuser geeignet erschienen. Gemeinsam mit dem bereits erwähnten Kunststoffhaus-Spezialisten Rudolf Doernach wurde die Idee einer großen Ausstellung konzipiert, in der möglichst viele Beispiele von bereits verfügbaren Kunststoffhäusern versammelt werden sollten. Ursprünglich hatte ein anderer Träger an einen Standort im Ruhrgebiet gedacht, was sich aber zerschlagen hatte. Die SABAG konzentrierte sich jetzt mit einem neuen Konzept auf ihre Sitzstadt Lüdenscheid, wobei sie gewiss auch auf die zukunfts-gewandte und aufgeschlossene Lüdenscheider Grundstimmung setzte.

Erste Gespräche mit der Stadtverwaltung wurden Ende 1970 geführt. Die SABAG machte die Angelegenheit dringlich; die Ausstellung sollte bereits im Sommer 1971 eröffnet werden, sodass nur wenige Monate für die Vorbereitungen zur Verfügung standen. Das Konzept sah eine Verkaufsausstellung vor, die über etwa fünf Jahre laufen, allerdings nur in den Sommermonaten öffnen sollte. Etwa 15 verschiedene Kunststoffhäuser mit Preisen von 25.000 bis 250.000 DM sollten präsentiert werden. Man rechnete mit Ausstellern aus Deutschland, der Schweiz, Frankreich und Luxemburg. Darüber hinaus sollte der Lüdenscheider kunststoffverarbeitenden Industrie die Demonstration ihrer Produkte ermöglicht werden. Ein Rahmenprogramm mit Fachkongressen sollte die staatlichen Materialprüfer und die Bauwirtschaft ansprechen. Die SABAG rechnete mit etwa 600.000 Besuchern aus aller Welt; später schraubte sie die Erwartungen wagemutig auf 1 Million hoch.

Im Rathaus war man zwar wegen des kurzen Vorbereitungszeitraums skeptisch, sah aber in dem Vorhaben eine einmalige Chance, die Stadt bekannt zu machen und große Besucherströme hierher zu locken. Lüdenscheid als überregional ausstrahlende Messestadt – das war eine faszinierende Vorstellung, die den damaligen entwicklungspolitischen Vorstellungen und Träumen entgegenkam. Positive Nebeneffekte erhoffte man sich für die Innenstadterneuerung. Verwaltung und Politik spekulierten auf Anstöße für touristisch interessante Kunststoffhaussiedlungen in der engeren Region. Schließlich erwartete man Impulse für die zahlreichen kunststoffverarbeitenden Lüdenscheider Betriebe. Die SABAG schien solvent zu sein, die Geschäftsführer waren als zuverlässig bekannt, und das Konzept leuchtete ein. So sagte die Stadtverwaltung jede Unterstützung zu, lehnte aber ein finanzielles Engagement ab. Die Federführung in der Zusammenarbeit mit der SABAG wurde interessanterweise nicht dem im Baudezernat angesiedelten Ressort für Wirtschaftsförderung übertragen, sondern der Abteilung für Öffentlichkeitsarbeit und Fremdenverkehr des Hauptamtes. Unausgesprochen sollten innerhalb des Baudezernates mögliche Konflikte im Zusammenhang mit dem Baurecht von vornherein vermieden werden.

Der beherrschende Punkt in den Verhandlungen war die alles entscheidende Grundstücksfrage. Im Hinblick auf die topographische Situation und die Siedlungsstruktur der Stadt war es nicht leicht, eine geeignete, ausreichend große und möglichst ebene Freifläche zu finden – ein der Wirtschaftsförderung bis heute sattem bekanntes Lüdenscheider Problem. Das einzige ernsthaft in Betracht kommende Areal war das Gelände des ehemaligen Steinbruchs auf der Höh, das zudem im Eigentum der Stadt stand. Hier war bis in die Nachkriegszeit Grauwacke abgebaut worden, die überwiegend zermahlen wurde, um Rohmaterial für das städtische Ziegelwerk auf dem Gelände des heutigen Bergstadt-Gymnasiums zu gewinnen. Der Steinbruch war nach der Aufgabe des Betriebs seit 1957

über Jahre hinweg mit Erdaushub, aber auch mit Bau-schutt und Hausmüll wieder verfüllt und das Gelände weitgehend planiert worden.

Das Grundstück auf der Höh hatte allerdings einen gravierenden Nachteil: Es war nicht erschlossen. Anschlüsse an das Strom-, Wasser- und Abwasser-leitungsnetz fehlten, waren aber ohne allzu hohen Aufwand zu erreichen. Problematischer war die verkehrliche Anbindung. Der naheliegende Bau einer Erschließungsstraße über den Rätter kam aus verschiedenen Gründen nicht in Betracht. Er wäre teuer gewesen, hätte jedoch zahlreiche Grundstücke erschlossen und deshalb finanziert werden können. Aber die Schaffung planungsrechtlicher Grundlagen hätte zu viel Zeit erfordert. Und noch ein weiterer Grund sprach aus städtischer Sicht dagegen. Mit einer Straße wäre auch ein großes Grundstück an der Herscheider Landstraße erschlossen worden, auf dem der Kreis Lüdenscheid sein neues Kreishaus bauen wollte; dieses Gelände wollte die Stadt aber auf keinen Fall zu Bauland machen, weil das Kreishaus nach ihrer Auffassung in die Innenstadt gehörte. So gab es für die Kunststoffhaus-Ausstellung nur eine Option: die Anbindung an den Höher Weg, der ebenso wie die Scharnhorst- und die Gneisenastraße durch ein reines Wohngebiet führte. Das wurde trotz einiger Proteste der Anlieger letztlich in Kauf genommen, um die Ausstellung nicht scheitern zu lassen.

Man einigte sich Anfang 1971 zunächst mündlich über das Projekt. Grundlage sollte ein Pachtvertrag über mindestens zwei und höchstens fünf Jahre sein. Die verpachtete Grundstücksfläche lag bei immerhin rd. 68.000 qm – in der Werbung hatte die SABAG gar von 250.000 qm gesprochen. Der Hauptausschuss der Stadt gab am 8. Februar 1971 sein Placet. Die Stadt sicherte der SABAG ihre Unterstützung bei der äußeren Erschließung des Ausstellungsgeländes, bei der Durchführung von Rahmenveranstaltungen, der Unterbringung von Gästen usw. zu. Der Höher Weg, die Scharnhorst- und die Gneisenastraße sollten ausgebaut und der Höher Weg zusätzlich bis zum – wie man damals sagte – „Kippengelände“ verlängert werden. Die Kosten von rd. 900.000 DM wollte man durch Pachteinahmen, aber auch durch Erschließungsbeiträge der Anlieger refinanzieren, was am Ende nur zum Teil gelang. Oberbürgermeister Erwin Welke hat-

te bereits frühzeitig die Übernahme der Schirmherr-schaft zugesagt.

Die nächsten Monate waren hektisch, für die beteiligten städtischen Dienststellen, die Stadtwerke und mehr noch für die Mitarbeiter der SABAG sowie die von ihr eilends engagierten Bau- und Gartenbaubetriebe. Die Ausstellung sollte am 1. August eröffnet werden – die Zeit war also knapp bemessen, zu knapp, wie sich bald herausstellen sollte. Immer wieder musste improvisiert werden. Die Einhaltung kurzer Fristen konnte zudem nur mit höheren Kosten erkaufte werden. Es ist bezeichnend, dass noch nach Mitte Juni Erdaushub zur Abdeckung des ehemaligen Steinbruchs abgekippt wurde. Auch der verbindliche Pachtvertrag konnte erst nach einem Beschluss des städtischen Hauptausschusses vom 14. Juni 1971 unterzeichnet werden. Die SABAG kam in unerwartete Schwierigkeiten, weil sie einige der vorgesehenen Haus-Prototypen kaufen musste; denn die Hersteller weigerten sich, sie auf eigenes Risiko zur Verfügung zu stellen. Auch bei der heimischen Industrie stieß man im Blick auf die Präsentation ihrer Produkte auf wenig Resonanz.

Immerhin lief die unerlässliche Werbemaschinerie zügig an. Hatten zunächst nur die Lokalzeitungen berichtet, stellten die SABAG-Geschäftsführer zusammen mit ihrem Schirmherrn Oberbürgermeister Erwin Welke das Projekt am 25. Februar 1971 im Düsseldorfer Hilton-Hotel der überregionalen Presse vor. Der Name stand jetzt fest: „Ika'71 – 1. Internationale Kunststoff-Haus-Ausstellung – Leben und Wohnen mit Kunststoffen“. Und der passende Werbespruch war auch parat: „Die Zukunft beginnt in Lüdenscheid“. Die Planungen waren fortgeschritten. Man versprach zuversichtlich 2.000 Parkplätze und Restauranträume für 1.500 Personen, was sich bei der weiteren Konkretisierung allerdings einmal mehr als unrealistisch erwies. Pünktlich zu Pfingsten stellte die SABAG am Lüdenscheider Straßenstern einen Kunststoffpavillon auf, in dem tagsüber Hostessen die Neugierigen über das bevorstehende Großereignis informierten. Ein Gag war die Wahl einer Miss Ika, die im Mai und Juni den Lesern der Lüdenscheider Nachrichten überlassen wurde. Das Rennen machte bei knapp 1.000 Einsendungen die achtzehnjährige Elke Müller, die im Textilhaus Krause als Dekorateurin arbeitete. Kurz vor der Eröffnung bot ein Lüdenscheider Juwelier sogar eine extra



Abb. 3) Der Biodom Rudolf Doernachs während des Aufbaus.

für das Großereignis geprägte Medaille an, in 1.000er Silber für 18 DM und in 900er Gold für 97 DM.

Während die Planungen vorankamen, nahm das Ausstellungsgelände selbst langsam Gestalt an. Die Tageszeitungen hielten die Lüdenscheider auf dem Laufenden. Anfang Juni informierte die SABAG über zwei besonders spektakuläre Vorhaben. Auf dem Ika-Gelände sollte eine Traglufthalle mit einer Grundfläche von 30 x 150 m und einer Höhe von 11 m entstehen, die größte Europas, wie sie sonst nur noch auf der Hannover-Messe genutzt wurde. Bis zu 5.000 Menschen sollte sie aufnehmen können. Dort sollten auch außerhalb der Ausstellungszeiten Großveranstaltungen stattfinden. Als noch sensationeller wurde ein Plan empfunden, den der uns schon bekannte Stuttgarter Kunststoffhaus-Professor Rudolf Doernach realisieren wollte. Er fungierte mit seiner Doernach Systemforschung als wissenschaftlicher Berater der Ika. Doernach beschäftigte sich seit Jahren mit der unwirklich anmutenden Vorstellung von schwimmenden Städten aus Kunststoff für eine zukünftige Freizeitgesellschaft. Auf küstennahen Meeresflächen wollte er mit leichtgewichtigen Kunststoff-Hartschaumblocken Stadtlandschaften mit durchsonnten und von Meeresebrisen durchlüfteten weiten Wohnkomplexen, Gärten und Plätzen bauen, ohne Grundstückskosten – eine utopische grüne Hydropolis auf dem blauen Meer. In Südfrankreich hatte er einen ersten Standort gefunden – gebaut wurde dort oder anderswo nie. In Lüdenscheid wollte er jetzt mit seinen Studenten einen ersten Prototyp errichten, einen schwimmenden doppelten Kuppelbau, dessen Außenhaut begrünt werden sollte. Dazu wollte man eine 70 cm tiefe, mit einer Kunststoffolie abgedichtete Wasserfläche von etwa 800 qm schaffen. Sprachbegabt hatte Doernach für seinen Experimentalbau gleich den passenden Namen parat: *Biodom* sollte er heißen, weil er – angeblich – an einen begrüntem Sakralbau erinnerte und im Interview mit den Lüdenscheider Nachrichten sprach Doernach beschwingt von der *Arche Nova*.



Abb. 4) Das Innere der Traglufthalle während des Richtfestes.

abstreifen“ und nach „Bauformen (suchen), die dem Menschen der Zukunft dienlich sind“. Ernst Weidehoff strebte mit den Ika-Präsentationen die Lösung von Kostenproblemen im Wohnungsbau an und erwartete familiengerechte Wohnungen zu einem vertretbaren Preis. Rudolf Doernach pries trotz zahlreicher offener bautechnischer Fragen die Vorteile von Kunststoffen beim Hausbau, wobei er besonders ihre Nachhaltigkeit im Blick auf den Umweltschutz hervorhob; die neuen Systeme stellten keine Wegwerf-Architektur dar; sie seien schallfest und brandstabil und zudem umweltfreundlich elektrisch beheizbar. Erneut skizzierte er seine Vorstellung von schwimmenden Städten aus Kunststoff und hielt dabei ein Plädoyer fürs Experimentieren.

raschen gesellschaftlichen Wandel hin, die Zunahme der Weltbevölkerung, den Anspruch der Betroffenen auf Mitsprache und die demographische Entwicklung zur Altersgesellschaft – wie weitsichtig! Stärker noch als Doernach forderte Jungk die Realisierung experimenteller Stadtmodelle ein: „Ich meine, dass wir den Schritt von der Utopie auf dem Papier zur Utopie, die wir nun versuchen, mit Menschen und Gebäuden hinzustellen, tun sollten, damit von dort aus echte Aktivierung stattfindet...“ Wir werden noch sehen, ob die Ika all diese hochgesteckten Ziele tatsächlich erreicht hat.

Bald war es so weit. An alle Lüdenscheider Haushalte waren bunte Werbesprosperkte verteilt worden. Ohnehin waren die Lüdenscheider neugierig und gespannt und auch ein wenig stolz, dass ihre Heimatstadt Standort eines großen Spektakels sein sollte. Die Bebauung und Gestaltung des Ika-Areals war vorangekommen, obschon Vieles noch fehlte. Vom 30. Juli, 0:00 Uhr an, gab es für die Zufahrt zur Ika Einbahnregelungen: der Höher Weg aufwärts bis zur Scharnhorststraße, die Scharnhorststraße Richtung Herscheider Landstraße und die Gneisenaustraße Richtung Höher Weg. Tags darauf, am Vorabend der Ausstellungseröffnung, bot die SABAG den Lüdenscheidern eine Gala in der voll besetzten Schützenhalle. „Weltstars in Schützenhalle begeisterten“ titelte die Westfälische Rundschau ihren Bericht. Rex Gildo hatte abgesagt, aber Daliah Lavi und Dunja Rajter waren gekommen und Petra Schürmann „sagte an“ – Moderatorinnen gab es damals noch nicht. 50.000 DM soll die SABAG sich den Abend haben kosten lassen.¹¹ Der Eröffnungstag, der 1. August 1971, war ein Sonntag. Die Sonne strahlte vom blauen Himmel. Schon am frühen Vormittag waren alle Parkplätze vor dem Ika-Gelände und alle Parklücken in der Nachbarschaft überfüllt, der Verkehr staute sich zum ersten Mal, vor allem rund ums Brückenkreuz. Um 11 Uhr begann der offizielle Eröffnungsakt in der Traglufthalle. Nach dem Auftritt der Weltstars am Samstagabend spielte nun der Musikzug des Vetschaler Schützenvereins e. V. unter der Leitung von Obermusikmeister Rudi Fritz. Nach einer Begrüßung durch SABAG-Geschäftsführer Hans-Werner Schmöle hielt Oberbürgermeister Erwin Welke die Eröffnungsrede. In Vertretung des Ministerpräsidenten Heinz Kühn sprach Innenminister Willi Weyer ein Grußwort. Die lichtdurchlässige Kunststoffhülle der Traglufthal-



Abb. 5) Miss Ika Elke Müller mit Oberbürgermeister Erwin Welke (links) und Dr. Arnold Krause, dem Inhaber des Textilhauses Krause (rechts).

Wenig später erschien bereits der offizielle Katalog der Ika'71. Er warb erstmals mit dem eingangs erwähnten Slogan „Es ist nicht weit nach Lüdenscheid.“ Und er enthielt schon einen offiziellen Lageplan des Ausstellungsgeländes mit 13 Häusern. Die Herausgeber konnten nur mit wenigen Fotos dienen. Stattdessen warben sie für einzelne Ausstellungsobjekte mit geschickt aufgemachten Zeichnungen. Die Katalogtexte formulierten einen beträchtlichen Anspruch, den die SABAG mit der Ika verknüpfte. Hans-Werner Schmöle sprach in seinem Vorwort von Wagnis und Zukunftsvisionen; er wollte „veraltete Denkschablonen

Aber der Ika'71-Katalog enthielt noch einen weiteren, einen bemerkenswerten Textbeitrag mit dem Titel „Bauen heißt experimentieren“.¹⁰ Er stammte von dem prominenten Zukunftsforscher Robert Jungk. Seinen Ruf hatte dieser 1952 mit einem Bestseller begründet, der bis zum Jahr 2000 immer wieder neu aufgelegt wurde. Sein Titel lautet: „Die Zukunft hat schon begonnen“. Ob das dem Texter des Ika-Werbespruchs „Die Zukunft beginnt in Lüdenscheid“ bewusst gewesen ist? In seinem grundsätzlich angelegten Katalogaufsatz prognostizierte Jungk weltweit einen immens wachsenden Wohnbedarf. Er wies auf den

10 Dabei handelt es sich, soweit bibliographisch feststellbar, um einen Originalbeitrag.

11 Freundliche Mitteilung eines der Beteiligten.

le tauchte den riesigen Saal in gleißendes Licht und sorgte für tropische Temperaturen. Alle schwitzten; ein Pressefotograf arbeitete schweißtriefend „oben ohne“.

Auf dem Ausstellungsparcours tummelten sich zahllose neugierige Besucher. Zu sehen waren Kunststoffhäuser aus Dänemark, Finnland, Frankreich, Japan, der Schweiz und natürlich Deutschland – eher konventionelle mit Holzkonstruktionen, futuristisch an Ufos gemahnende oder rein experimentelle. Ergänzt wurden sie durch vielseitige Zelt Dachkonstruktionen. Für die Kinder gab's einen großen Babbelpast-Spielplatz mit aufblasbaren Kunststoffelementen. In den ersten Tagen war der Besucherandrang zeitweise so groß, dass die Aufsichtskräfte überfordert waren. So geriet der überfüllte schwimmende Biodom in eine Schräglage, Wasser überflutete den Eingangsbereich und viele der Neugierigen holten sich nasse Füße.

Der Kreis Lüdenscheid war mit einem Stand vertreten und ließ dort Prospekte verteilen. Die Stadt präsentierte sich in einem großen Pavillon unter einer Zelt Dachkonstruktion der Farbwerke Höchst. Dort warb sie mit einem großen Modell für ihre Planungen zur Stadtsanierung, was wenig mit Kunststoff zu tun hatte. In aller Eile war für die allgemeine Stadtwerbung ein Faltblatt in hoher Auflage gedruckt worden, das nicht gerade ansprechend geraten war. Gleich vier Mal prangte dort dasselbe Luftfoto mit der neuen Rahmedetalbrücke; auf den Autobahnanschluss war man natürlich stolz.



Abb. 6) Gedenkmedaille des Juweliers Hohage in der Silberausführung.



Abb. 7) Bundeskanzler Willy Brandt beim Ika-Rundgang. Links neben ihm Hans-Werner Schmöle, links hinter Schmöle (teils verdeckt) Oberkreisdirektor Wilfried Droste.

In der Autobahnbindung lag allerdings vorerst noch ein Problem. Die A 45 endete einstweilen noch an der Abfahrt Lüdenscheid-Mitte, sodass die anreisenden Ika-Besucher durch die Stadt, jedenfalls über das stark belastete Brückenkreuz fahren mussten, was zu erheblichen Staus führte. Die Ika-Parkplätze reichten bei weitem nicht aus, sodass Ausweichparkplätze vonnöten waren. So wurde u. a. der Schützenplatz mit einem Bus-Shuttle an die Ika angebunden. Die A 45 nach Süden wurde erst am 25. Oktober 1971 freigegeben; da neigte sich die Ika'71 bereits dem Ende zu. An diesem Tag beehrte noch einmal hoher Besuch die Stadt. Bundeskanzler Willy Brandt gab nachmittags den Startschuss für den Autobahnverkehr in Richtung Frankfurt. Am Vormittag hatte er kurz die Ika besucht und sich dort auch ins Goldene Buch der Stadt eingetragen. Angeregt hatte dies Willy Brandts Büroleiter, der aus Lüdenscheid stammende Reinhard Wilke. Ministerpräsident Heinz Kühn machte seinen Ika-Rundgang am Nachmittag, auch sein Autogramm zierte seither das Goldene Buch der Stadt. In den drei Monaten der Ika-Schau hatten sich auch zahlreiche andere Prominente ein Stelldichein gegeben. Aus der Politik kamen etwa der nordrhein-westfälische Arbeits- und Sozialminister Werner Figgen oder Heinrich Köppler, der damalige Oppositionsführer im Landtag. Die Lokalpresse informierte über die Besuche von Fachleuten, darunter staatliche Materialprüfer ebenso wie ausländische Interessenten, sogar aus dem Senegal. Die Resonanz der überregionalen Presse, des Rundfunks und des Fernsehens war beträchtlich. Fast alle großen Zeitungen und Magazine berichteten, selbst der Spiegel oder die ZEIT. Marianne Koch moderierte eine große Hörfunksendung des WDR in Lüdenscheid. Eine solch große Resonanz hat die Lüdenscheider Stadtwerbung weder vor noch nach den Kunststoffhaus-Zeiten jemals erreichen können.

Als die Ika'71 pünktlich am 31. Oktober ihre Pforten schloss, hatten nach Angaben der Veranstalter 320.000 Besucher die 1. Internationale Kunststoffhaus-Ausstellung gesehen. Das war für Lüdenscheider Verhältnisse eine stolze Zahl. Aber die Hoffnungen der Veranstal-

ter hatten sich nicht erfüllt. Zwar war der Andrang am Anfang beachtlich, doch zu viele Besucher waren enttäuscht. In den ersten Wochen glich das Ausstellungsgelände fast noch einer Baustelle, da die Vorbereitungszeit viel zu kurz bemessen war. Die hohen Preise für Eintritt, Katalog und Gastronomie wurden massiv kritisiert. Die SABAG musste die Eintrittspreise von 6,00 auf 4,50 DM senken. Wer auf den Katalog verzichtete, war auf die zeitraubenden und oft unzureichenden Auskünfte von Hostessen angewiesen. Abgesehen von bereits bekannten Hausentwürfen wie dem Futuro oder dem Rondo, die mit eigens entworfenen Kunststoffmöbeln zweckmäßig und stilgerecht ausgestattet waren, wurden die meisten Häuser mit einem geschmacklosen Sammelsurium biederer Alltags-einrichtung möbliert, das so gar nicht zu den versprochenen Zukunftsvisionen passen wollte. Die Verarbeitung mancher Haustypen war schludrig, technische und gestalterische Details waren nachlässig ausgeführt.¹² Aufgebrachte Besucher beschwerten sich sogar bei der Stadt Lüdenscheid und verlangten ihr Eintrittsgeld zurück. Moniert wurde nicht zuletzt die verkehrliche Anbindung. Kein einziges Haus wurde verkauft, was zum Teil darauf zurückzuführen war, dass die Baubehörden bislang keine Typengenehmigungen erteilt hatten, ein Problem, mit dem sich die Befürworter von Kunststoffhäusern noch lange herumschlagen sollten. Dürftig war auch die Ausstellung rund um Kunststoffe in der Traglufthalle. Nur 15 Firmen hatten Interesse gezeigt, davon 8 aus Lüdenscheid und 4 aus dem Umland. Gezeigt wurden im Wesentlichen Isoliermaterialien, Lacke, Kunststoffprofile und andere Kunststoffteile sowie Haushaltsgeräte aus Kunststoff; das war nicht eben repräsentativ und erinnerte an einen dürftigen lokalen Fachmarkt.

So musste das Resümee zwiespältig ausfallen. Vielleicht waren die Reaktionen aus der Fachwelt letztlich doch gerechter als die emotionalen Äußerungen der mit hohen Erwartungen angereisten und mit einer aggressiven Reklame umworbenen Besuchermassen. Als ein Beispiel mag eine Rezension in dem Schweizer Fachblatt „Kunststoffe, Plastics“ dienen, die Ende

12 Amtor Schwabe: IKA'71: Internationale Kunststoffhaus-Ausstellung in Lüdenscheid, in: Kunststoffe, Plastics; offizielles Organ der Schweizerischen Kunststoffindustrie (ASKI), Solothurn 12/1971, S. 497 ff.; Ulfried Weißer: Im Kunststoffhaus ins Jahr 2000, in: Südwestfälische Wirtschaft; Organ der Südwestfälischen Industrie- und Handelskammer Hagen, Heft 8/1971, S. 20 f.

1971 erschien und aus der Feder Amtor Schwabes stammte, des in der allgemeinen Einführung bereits genannten renommierten Spezialisten für das Bauen mit Kunststoffen. Er hatte sich auf der Ika'71 gründlich umgesehen. Schwabe schrieb: „Allein positiv an Lüdenscheid ist zu werten, dass hier einmal eine große Übersicht von Versuchen, Ideen und Experimenten aus Europa geboten wurde... Es stellt sich die Frage, ob die dem Titel nach als Internationale Kunststoffhaus-Ausstellung deklarierte Schau diese Bezeichnung verdient und ob dieser Titel richtig gewählt war. Der so umworbene Besucher musste im Grunde enttäuscht sein, denn er ist getäuscht worden. Die wenigen >Häuschen<, die man zeigte, sind kein repräsentativer Querschnitt, die >Häuser< fehlen (z. B. Feierbach). Die Ausstellung wäre besser gefahren, wenn auch >Experiment< mit genannt worden wäre – es wäre ehrlicher gewesen.“¹³ Im weiteren Verlauf seines Artikels setzte sich Schwabe dann immerhin mit allen präsentierten Behausungen detailliert auseinander und lieferte sogar für elf der Häuser eine Auflistung der Preise, die schlüsselfertig zwischen 23.800 und 85.000 DM lagen, wobei die – interessanteren – qm-Preise von 540 bis 1.120 DM reichten.

Wirtschaftlich war die erste Ika für die SABAG ein schlimmer Misserfolg. Hohen Investitionen und Betriebskosten standen zu geringe Einnahmen aus Eintrittsgeldern gegenüber und Verkaufsprovisionen gab es gar nicht. Dennoch blieben die Verantwortlichen optimistisch und planten zügig die Ika'72. Als Knüller und um im Geschäft zu bleiben, offerierte die Ausstellungsleitung in den Wintermonaten jungen Leuten, zumeist Journalisten, für ein paar Nächte ein Probewohnen in einzelnen Ausstellungshäusern. Ein Renner war das nicht. Die wenigen Teilnehmer äußerten sich vorwiegend skeptisch zu den räumlichen Ausgestaltungen und besonders dem Raumklima.

Trotz aller Probleme gab die SABAG nicht auf und bereitete die Fortsetzung der Ausstellung vor. Selbstbewusst wurde der offizielle Titel gegenüber der 71er Schau um zwei Wörtchen ergänzt: „2. Internationale Kunststoff-Haus-Ausstellung **der Welt** Lüdenscheid, 30. April – 31. August 1972“. Lüdenscheid gewissermaßen als der Nabel der Welt! Dazu passte der abgewandelte Werbeslogan „Die Zukunft hat begonnen“. Aus Fehleinschätzungen und mangelnder Vorbereitung hatten die Ausstellungsleiter zu lernen versucht. Schmöle erklärte jetzt, die Ika'71 sei von Anfang an als reine Experimental-Ausstellung mit Mut zum Risi-

ko geplant gewesen. Nunmehr solle die praktische Verwendbarkeit der Haustypen im Vordergrund stehen. Das zielte natürlich auf eine bessere Verkäuflichkeit. Das Ika-Angebot sollte vor allem auch solche Häuser umfassen, die nicht nur als Wochenend- oder Ferienhäuser geeignet erschienen, sondern die – wie man formulierte – „als Hauptdomizil Verwendung finden“ konnten und deren baurechtliche Zulässigkeit angeblich geklärt war.

Die Eröffnung der Ika'72 am 30. April 1972 verlief eher verhalten. Der damalige nordrhein-westfälische Bundesratsminister Diether Posser sprach ein Grußwort. Der Nachfolger Oberbürgermeister Erwin Welkes, Bürgermeister Herbert Weigert, gab seinen Einstand als neuer Schirmherr, eine Funktion, die er später im Streit mit der SABAG wieder aufgab. Beim Rundgang sahen die ersten Besucher nur wenig Neues. Das Gelände machte einen ungepflegten Eindruck. Manche Ausstellungstücke aus dem Vorjahr, wie der schwimmende Biodom, waren sichtlich gealtert und hatten ihre Attraktivität eingebüßt. Die wenigen schon fertig gestellten neuen Häuser setzten auf eine Materialkombination aus Kunststoff mit Stahl, Holz oder Beton. Rudolf Doernach, der wissenschaftliche Berater, hatte den neuen sehr informativen Ausstellungskatalog verfasst, der diesmal jedem Besucher mit der Eintrittskarte in die Hand gedrückt wurde. Der Katalog enthielt neben kurz gefassten Texten zur Entwicklung des Kunststoffhauses und zur Bauphysik eine umfangreiche Bilddokumentation über Kunststoffhäuser und Mischsysteme seit 1954. In seinem Hauptteil versammelte er detaillierte bebilderte Darstellungen aller auf der IKA'72 vertretenen Häuser und Zeltdachkonstruktionen.

Viel gibt es über den Verlauf der Ika'72 nicht zu berichten. In der Abfolge der Ausstellungsmonate kamen noch einzelne neue Häuser hinzu. Eins davon, das gewiss interessanteste der gesamten Ausstellung, war das



Abb. 8) Deckblatt des Katalogs zur Ika'72.

sog. fg 2000 des Konstrukteurs Wolfgang Feierbach, dessen Fehlen auf der Ika'71 u. a. von Amtor Schwabe bemängelt worden war. Dieser Haustyp umfasste eine Wohnfläche von 135 qm in einer Rechteckfläche und war deshalb wesentlich besser nutzbar als die ovalen oder verschachtelten futuristischen Gebilde anderer Entwerfer. Das Feierbachhaus bestand konstruktiv aus großflächigen Montageelementen für Wände und Dach, die mit einem Aufwand von wenigen Stunden zu einem kompletten Haus verbunden und verschraubt werden konnten. Besonders hervorzuheben war die konsequente Innenraumgestaltung, die ebenfalls ganz auf die Verwendung von Kunststoffen setzte. Der Prototyp des fg 2000 war 1969 in Altenstadt in der Wetterau errichtet worden und wurde damals von Feierbach selbst bewohnt. Dieses Haus steht heute noch kaum gealtert, wird allerdings nicht mehr als Wohnhaus sondern für Büro Zwecke genutzt. Bis heute gilt das fg 2000 als vorbildlich, auch wenn es sich auf dem Markt nicht durchgesetzt hat. Immerhin hat Feierbach ein paar Dutzend Häuser verkauft. Der Preis lag zu Ika-Zeiten inklusive Einrichtung bei 145.000 DM.

Mit vielen Vorschusslorbeeren bedachten die SABAG-Verantwortlichen ein weiteres neu errichtetes Haus einer niederländischen Firma in Mischbauweise. Dieses winkelförmige „Hollandhaus“ sollte angeblich in großen Stückzahlen produziert und von der SABAG auch im geplanten Ferienhausgebiet Haddorfer See eingesetzt werden, ein Plan, der nicht realisiert wurde. Der Kaufpreis für 110 qm lag bei nur 77.000 DM. Allerdings konnte das Hollandhaus weder optisch noch in der Verarbeitung auch nur annähernd mit dem eleganten Feierbachhaus konkurrieren.

Bei Licht besehen war es mit der baurechtlichen Zulässigkeit fast aller reinen Kunststoffhäuser nicht weit her. Das bekamen die Veranstalter der Ika jetzt selbst zu spüren; denn die für Besucher geöffneten und sogar

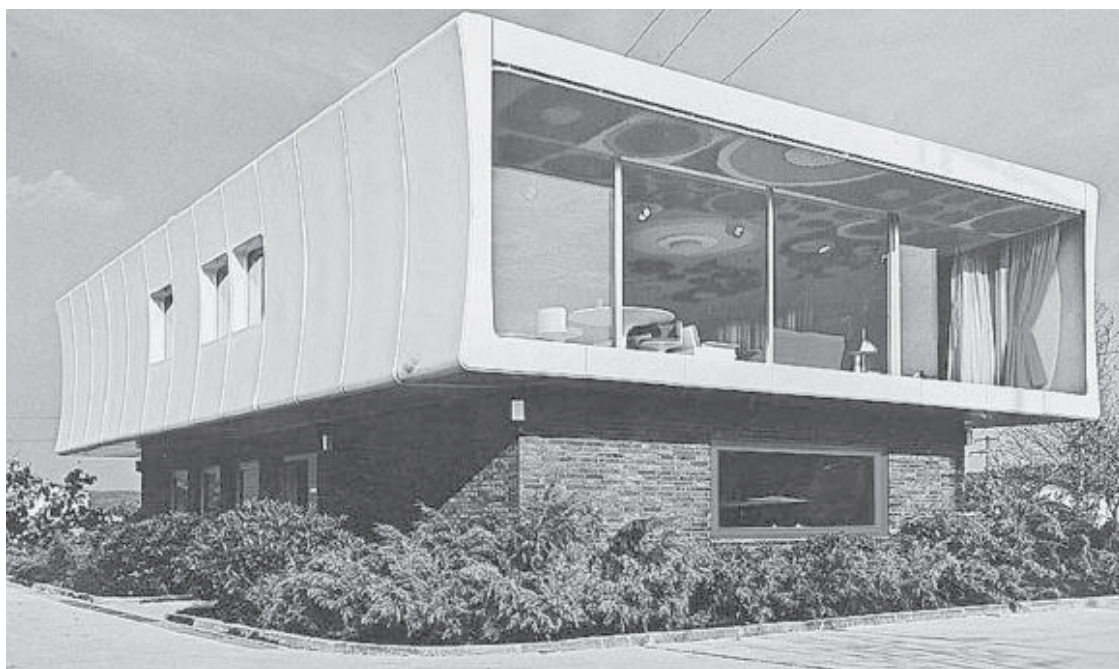


Abb. 9) Das Feierbachhaus in Altenstadt; derselbe Typ wurde auf der Ika'72 präsentiert.

zum Probewohnen zur Verfügung gestellten Kunststoffhäuser waren baurechtlich genehmigungspflichtig. 1971 hatte das Lüdenscheider Bauaufsichtsamt noch Großzügigkeit walten lassen und Vieles ohne formelle Akte geduldet, weil es sich ja „nur“ um eine befristete Ausstellung handelte. 1972 wurden die Zügel straffer angezogen. Die obere Bauaufsichtsbehörde in Arnsberg hatte interveniert oder war vielleicht auch konsultiert worden. Die Marschroute war: Ohne Statiknachweis keine Freigabe der Häuser für das Publikum. Am 31. Mai 1972 erließ die Bauaufsicht sogar eine Ordnungsverfügung mit Zwangsgeldandrohung, die von der SABAG bis zum 30. Juni 1972 Bauvorlagen inklusive Statik für jedes Haus forderte, welche nur begrenzt geliefert werden konnten. Irgendwie wurde die Ausstellung dann doch über die Runden gebracht.

Schlagzeilen machte die Ika'72 nicht mehr. Selbst die Lokalpresse berichtete nur noch selten, etwa über die neu erbauten Häuser, über eine eher dürrig besuchte Fachtagung unter der Leitung Doernachs oder über ein großes Popkonzert in der Traglufthalle, für das der legendäre Stadtjugendpfleger „Gotti“ Schumann Anfang Mai gesorgt hatte. Wenig später gab es am selben Ort noch eine rauschende „Rot-Weiß-Nacht“, mit der der damals ehrgeizig aufstrebende Fußballclub und seine zahlreichen Anhänger den bevorstehenden Aufstieg in die Regionalliga feierten; „Gotti“ hatte auch dieses Fest organisiert.

Verkehrsstaus gab es schon lange nicht mehr, weil sich der Besucherandrang in Grenzen hielt. Daran änderten kleinere Sonderausstellungen in der Traglufthalle nichts, mit denen die örtliche Wirtschaft sich darstellen, aber die ausgestellten Produkte auch verkaufen sollte. Da gab es übrigens wiederum rechtliche Probleme. Die Stadt half mit dem förmlichen Erlass einer Jahrmartordnung für insgesamt acht Veranstaltungen, die sich um Möbel, Haushaltsgeräte, Büroausstattungen, Sanitäres, Heimwerkermaterialien und anderes mehr drehten – ein nicht gerade anziehendes Allerweltsprogramm. Zur Halbzeit schrieben die Lüdenscheider Nachrichten denn auch: „Was ist nun eigentlich mit der >ika< los? Das Fazit: Los ist nicht mehr viel, kommt man als Tourist; doch für den Bauinteressenten macht man einiges los; denn für ihn fängt die >ika< an, sich zu mausern.“¹⁴ Indessen hielt sich gerade das Interesse Bauwilliger in Grenzen. Ihrem konservativen Geschmack kam das Material Kunststoff letztlich doch nicht entgegen. Zudem waren technische, neben statischen besonders raumklimatische und allgemeine bauphysikalische Probleme immer noch ungeklärt. Die Anfangseuphorie war einer breiten Skepsis gewichen. So schloss die Ika'72 sang- und klanglos am 31. August ihre Pforten. Sie soll noch einmal an die 140.000 Besucher angezogen haben.¹⁵

Erstaunlicherweise hatten die Ika-Verantwortlichen mit einer Fachmesse im September 1972 großen Erfolg. In Zusammenarbeit mit der Werkzeugmacher-Innung Lüdenscheid hatten sie vom 16. bis zum 24. 9. 1972 in der Traglufthalle die IWEMA 72 präsentiert, die „Internationale Werkzeug- und Maschinenausstellung“, an der 34 Aussteller teilnahmen und die rd. 20.000 Besucher anzog.

Schon Anfang 1972 machten Gerüchte die Runde, die SABAG sei in finanziellen Schwierigkeiten. Tatsächlich bat sie in den Eröffnungstagen die Stadt um eine Stundung ihrer Pachtforderungen, was aber abgeschlagen wurde.¹⁶ In der Öffentlichkeit hielt sich die SABAG zu-



Abb. 10) Das Ika-Gelände im heutigen Zustand.

rück und gab sich zuversichtlich, obwohl ihre finanzielle Situation durch den Verlauf der Ika'72 nicht günstiger geworden war. Erst im März 1973 meldete sie sich wieder; sie nannte sich jetzt SBG. Vollständig kündigte sie eine Ika'73 an, die aber nur im September öffnen würde. Für 1974 sollte die Ika dann wieder über mehrere Monate stattfinden. Das Programm wollten die Verantwortlichen straffen und sich bei den Kunststoffhäusern mehr auf besser verkäufliche Mischkonstruktionen konzentrieren. Die experimentellen Bauten sollten abgebaut werden. Aus alledem wurde indessen nichts.

Ende Juli 1973 blies Schmöle die Ika'73 ab, weil nicht genügend produktionsreife Neuerungen zu bekommen seien. Hinsichtlich einer Ika'74 war man reserviert, angeblich aus terminlichen Gründen, weil 1974 auf jeden Fall eine Neuauflage der gelungenen IWEMA starten sollte. Das war nichts anderes als der Abgesang auf den Traum vom preiswerten innovativen Kunststoffhaus. Nur die IWEMA 74 fand planmäßig vom 17. bis zum 21. Mai 1974 statt. Sie war noch erfolgreicher als ihre Vorgängerin von 1972. 54 Aussteller waren diesmal vertreten und die SBG hatte neben die Traglufthalle eine weitere große Halle in Leichtbauweise stellen lassen müssen, damit alle Messestände untergebracht werden konnten.¹⁷ In den vorangegangenen Wintermonaten hatten Schmöle und Weidehoff versucht, wenigstens durch Veranstaltungen in der Traglufthalle ein paar Einnahmen zu erzielen. So wurde am 1. Januar 1974 eine Ausstellung mit 50 Rennwagen und einer Carrera-Rennbahn eröffnet, die etwas Leben in die triste Umgebung auf der Höh brachte. Zuvor kam es zu einem unglücklichen Ereignis, als Ende November 1973 die Traglufthalle unter riesigen Schneemassen zusammenbrach und zehn Rennwagen unter sich begrub, die schon auf die Ausstellung warteten. Die Heizanlage der Halle war ausgefallen, sodass der Schnee auf der Außenhaut nicht abtauen konnte. Der Schaden war aber gering und die Halle wurde bald wieder aufgeblasen.

Nach der IWEMA 74 ging es mit der SBG rapide bergab. Man rechnete mit einem Konkurs. Die Stadt Lüdenscheid kündigte am 6. Juni 1974 wegen rückständiger Pachtzahlungen aus 1973 in Höhe von 68.000 DM den Pachtvertrag fristlos, um sich auf Grund des ihr zustehenden Verpächterpfandrechts vor einem Konkurs an den verbliebenen Häusern auf dem Ika-Gelände schadlos halten zu können. Schmöle wiegelte ab. Er hatte schon im Januar 1974 eine niederländische Firma mit dem klingenden Namen Pan-Euro-Home als Partnerin und Treuhänderin für die notleidend gewordenen Ferienhausprojekte Herblinghausen und Had-dorfer See präsentiert, die ihn aber sitzen ließ. Der November 1974 brachte das endgültige Aus für die SBG. Sinnigerweise zum 11.11. – die Uhrzeit ist nicht überliefert – hatte der Gerichtsvollzieher mit der Versteigerung der Ika-Häuser zum Kehraus in die Traglufthalle geladen. Das Orion brachte 3.400 DM, das Futuro 6.100, das Feierbachhaus sogar 18.000. Die Traglufthalle selbst – sie hatte einst 250.000 DM gekostet – war schon tags zuvor für 35.000 DM freihändig an einen auswärtigen Fabrikanten verkauft worden. Er holte sie im Dezember ab. Die anderen Erwerber taten sich mit dem Abtransport schwerer; der war teurer als der Einstandspreis. Noch 1976 lagen Restbestände auf dem Ika-Gelände herum. Die Stadt erlöste immerhin rd. 60.000 DM auf ihre Gesamtforderungen von 103.000 DM. Am 19. November 1974, 10:00 Uhr, eröffnete schließlich das Amtsgericht Lüdenscheid Konkurs über das Vermögen der SBG.

Damit war das einst viel versprechende Kapitel Ika erledigt. Wirtschaftlich war sie für die SABAG/SBG und vor allem ihre Gesellschafter ein Desaster. Ihre hochgesteckten Ziele hatten sich verflüchtigt: die Visionen von Bauformen für den Menschen der Zukunft, die Träume von preiswertem, rasch erstellbarem Wohnraum für alle, die Phantasien von Umweltgerechtigkeit und Nachhaltigkeit im Wohnungsbau. Aber haben solche Ereignisse nicht doch ein Nachleben? Setzen sie sich nicht immer im kollektiven Gedächtnis fest? Viele

14 Lüdenscheider Nachrichten 15. 7. 1972

15 Diese Zahlenangabe der Veranstalter scheint überhöht. Während 1971 (bei 320.000 Ika-Gästen) im städtischen Pavillon 112.000 Besucher gezählt wurden, kamen 1972 nur knapp 30.000; zur Ika'72 dürften deshalb höchstens 90.000 Besucher gekommen sein.

16 Protokoll der Dezernentenkonferenz der Stadt Lüdenscheid vom 9. 5. 1972

17 Die IWEMA wurde zur Vorläuferin der späteren Südwestfälischen Technologie-Ausstellung, die seit 1986 im Zweijahresrhythmus stattfindet.



Abb. 11) Das Ika-Gelände im heutigen Zustand mit der südöstlichen Ecke der Betonplatte für die Traglufthalle.

ältere Lüdenscheider erinnern sich noch lebhaft an das Spektakel, das jetzt um die vierzig Jahre zurückliegt. Das Ika-Gelände ist heute verwildert. Übrig geblieben sind die Zufahrt, die Parkplätze und die riesige Betonplatte der Traglufthalle über dem im Steinbruch abgelagerten Müll. Das städtische Tiefbauamt hatte dort und anderswo auf dem Areal jahrelang große Mengen an Erdaushub abgelagert und nur zum Teil wieder abgefahren. Diese Schuttberge geben dem Gelände jetzt eine bizarre Gestalt, die mehr und mehr von Gebüsch und von Bäumen überwuchert wird. Die Spaziergänger, die dort ihre Hunde ausführen, sprechen nach wie vor vom Ika-Gelände, nicht vom Steinbruch, nicht von der Kippe und nicht von der Höh.

In der fachwissenschaftlichen Literatur wird der Ika immer noch mit Anerkennung gedacht. Der Katalog von 1972 hat die Ika als ein Standardwerk des Bauens mit Kunststoffen bis heute überdauert, antiquarisch ist er nur selten zu erwerben. In einem 2005 erschienenen voluminösen Band über Kunststoffbauten heißt es: „Die Internationale Kunststoffhaus-Ausstellung (IKA) in Lüdenscheid 1971/72 bis 1974 ist trotz ihres wirtschaftlichen Flops in ihrer architektonischen Bedeutung als weltweit größte Versammlung von Kunststoffkonstruktionen als voller Erfolg anzusehen. Insgesamt wurden der Öffentlichkeit 19 verschiedene Kunststoffhäuser präsentiert... Nicht weniger wichtig waren die Ergebnisse und Experimente auf dem Gebiet der Schaumstofftragwerke, z. B. der Biodom. Der von Rudolf Doernach verfasste Katalog zur IKA'72 bot hier einen umfassenden Überblick über die ausgestellten Exponate als auch deren Einordnung in die aktuelle Architekturdiskussion.“¹⁸ So positiv wird nicht über alles berichtet, was in Lüdenscheid geschehen ist. Der wirtschaftliche Fehlschlag der Ika darf nebenbei

bemerkt nicht allein den Organisatoren angelastet werden. Einerseits massierten sich technische Probleme stärker als in der Euphorie der Anfangsphase vorhersehbar. Andererseits war der Markt nicht aufnahmefähig genug, weil er zu kritisch reagierte. Und zu allem Überfluss kam im Herbst 1973 die erste Ölkrise hinzu. Die Rohölpreise und damit die Preise der aus dem Rohöl gewonnenen Kunststoffe stiegen drastisch. So hatte das Kunststoffhaus letztlich keine Zukunft.

Einzelne in Lüdenscheid gezeigte Häuser oder ihre Geschwister gibt es noch. Wolfgang Feierbach nutzt sein Kunststoffhaus nach wie vor. Journalistinnen und Journalisten der Lüdenscheider Zeitungen fanden in den letzten Jahren ein Futuro hier, ein Rondo dort – Symbole eines vergangenen Zukunftsglaubens. Doch siehe da: Im Herbst 2011 wurde von der Technischen Universität Chemnitz der Neubau eines Forschungsinstituts eingeweiht, der „Me-te-or“, ein Kürzel, das für Mensch-Technik-Organisation steht. Große Teile des Tragwerks und der Fassade dieses Gebäudes bestehen aus einer neu entwickelten Drei-Schichten-Konstruktion aus glasfaserverstärktem Kunststoff mit einer Dämmung aus Polyurethan; ein hervorstechender Gebäudeteil gleicht frappierend einem vergrößerten Feierbachhaus.¹⁹ Gab es so etwas nicht schon vor vierzig Jahren in Lüdenscheid zu sehen? Hat die Zukunft doch noch begonnen?

Ach ja, die Werbesprüche! „Die Zukunft beginnt in Lüdenscheid.“ So hieß es 1971. „Die Zukunft hat begonnen.“ So hieß es 1972. Niklas Luhmann, der große Soziologe, veröffentlichte 1990 einen Aufsatz mit dem Titel „Die Zukunft kann nicht beginnen“.²⁰ Er hat Recht, die Werbetexter irrten. Alles, was wir erleben, ist Gegenwart. Das Zukünftige ist immer nur das, was

danach kommt, ein Zeithorizont, den wir nie berühren und nie erreichen können, wie Luhmann sagt. Vielleicht offenbart dies den gedanklichen Fehler, dem die Ika mit ihren bombastischen Reklamesätzen und ihren hochgestochenen Ansprüchen unterlegen war. Wie realistisch erscheinen uns demgegenüber manche Einschätzungen im Beitrag des Zukunftsforschers Robert Jungk zum Ika-Katalog von 1971, obwohl auch er meinte, die Zukunft habe schon begonnen.

Und die andere Sentenz: „Es ist nicht weit nach Lüdenscheid“? Es war wie ein Schlussakkord auf das Unternehmen Ika, als Jonny Hill, der Schlagersänger, seit 1975 den Titel verbreitete „Weit weit weit ist es nach Lüdenscheid“. Nur der Mond von Wanne-Eickel strahlte noch fahler. Hat Jonny Hill den Lüdenscheider Werbespruch gekannt? Allein – schauen Sie sich mal die Homepage der Stadt Lüdenscheid im Internet an. Dort prangt auf der Seite „Lage und Anreise“ doch tatsächlich leicht abgewandelt unser alter Werbevers! „Es ist nicht weit bis Lüdenscheid“.²¹ Wenn auch die Zukunft nicht beginnen kann, so kann die Gegenwart doch immer noch von der Vergangenheit zehren und – hoffentlich – lernen, obwohl sie selbst beständig zur Vergangenheit mutiert.

Der Autor: Stadtdirektor a. D. Klaus Crummenerl, Worthstraße 26 a, 58511 Lüdenscheid.

Abbildungsnachweis:

Abb. 1 – 7 Archiv der Lüdenscheider Nachrichten. Abb. 9 wurde von Wolfgang Feierbach überlassen. Abb. 10 und 11 vom Verfasser.

18 Elke Genzel, Pamela Voigt a. a. O.

19 Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 22.11.2011, S. 34; http://www.sib.sachsen.de/fileadmin/user_upload/PDF-Dokumente/broschueren/2012/2011_NL_Chemnitz_TU_Chemnitz_MeTeOr.pdf; http://www.iproplan.de/cms/images/PDF/VBI_Iproplan_Meteor.pdf

20 Niklas Luhmann: Die Zukunft kann nicht beginnen: Temporalstrukturen der modernen Gesellschaft. In: Sloterdijk, Peter (Hg.): Vor der Jahrtausendwende: Berichte zur Lage der Zukunft. Band 1. Frankfurt a. M., S. 119-150.

21 http://www.luedenscheid.de/luedenscheid_erleben/stadtfinfos/lage/sp_auto_161.php

Wilhelm Müller und Otto Brockhaus im Missionsdienst in Sumatra und auf Nias

Hartmut Waldminghaus

1. Missionsvoraussetzungen in Lüdenscheid

Im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert war die Missionsbewegung in Lüdenscheid stark verwurzelt. Die exportorientierte Lüdenscheider Industrie integrierte schon früh Kaufleute und Unternehmer in den Welthandel. Ausbildungszeiten im europäischen Ausland oder Geschäftsreisen auch nach Übersee gehörten zur täglichen Erfahrungswirklichkeit. Weltoffene Haltung und internationales Denken förderten und unterstützten das grenzüberschreitende Anliegen der Mission.

Im August 1859 bildete die evangelische Gemeinde einen lokalen Missionsverein. Nach § 2 der Statuten war es Zweck des Vereins, «die heilige Sache der Mission in der Gemeinde zu stärken, durch Wort und Schrift dafür zu wirken und Liebesgaben dafür zu sammeln.» Dem Vorstand gehörten neben den Pfarrern weitere 18 zu wählende Mitglieder an, und zwar neun aus der Landgemeinde (aus jeder Bauerschaft eins) und neun aus der Stadtgemeinde (aus jeder Rotte zwei und aus der Außenbürgerei eins). Der Verein entwickelte eine rege Tätigkeit durch Missionsfeste und –vorträge. Und er sammelte Geld für Missionsstationen, Schulen und Krankenhäuser in Übersee.¹

Die rasche Bevölkerungszunahme infolge der industriellen Revolution ließ die Zahl der evangelischen Gemeindeglieder stark ansteigen. 1861 gab es 5.271 Evangelische in der Stadt. 1885 hatte sich diese Zahl mit 13.259 fast verdreifacht und 1905 mit 24.330 fast verfünffacht.² Vor allem junge Arbeitskräfte zogen zu. Mit der Gründung des Evangelischen Männer- und Jünglingsvereins unter Leitung von Pfarrer Wilhelm Proebsting im Jahr 1884 bemühte sich die Kirche, jungen Männern Gemeinschaft und inneren Halt zu geben. Die Erweckungsbewegungen des Ravensberger Landes und des Siegerlandes fassten auch im märkischen Sauerland Fuß und beeinflussten die kirchliche Entwicklung. Im Männer- und Jünglingsverein ging es um persönliche Glaubensgewissheit, die Sammlung um die Bibel und die Sendung zum missionarischen Dienst. Die Verantwortlichen hielten Kontakt zu den regionalen, nationalen und internationalen CVJM-Verbänden und nahmen regelmäßig an den YMCA-Weltkonferenzen teil. Im Männer- und Jünglingsverein konnten junge Männer die englische und französische Sprache erlernen. Mitglieder des Vereins gründeten 1896 den Verein «Philadelphia» und den Blaukreuzverein, was zu Spannungen mit der Kirche führte.³ Als das Presbyterium daraufhin den Männer- und Jünglingsverein im August 1900 auflöste, gründete die große Mehrheit der Mitglieder noch am selben Tag den CVJM Lüdenscheid, der von der Kirche unabhängig die bisherige Arbeit fortsetzte. Eine

Minderheit bildete einen neuen Männer- und Jünglingsverein unter der Regie der Kirche.⁴

Dass die Lüdenscheider Missionare vor allem aus den sich zur Erweckungsbewegung zählenden freien Werken und nicht aus der Amtskirche kamen, ist kein Zufall. Die Mitglieder lebten in dem Bewusstsein, dass ihr Glaube ein Mehr an engagiertem missionarischem Einsatz zu Haus und in der Welt forderte, als dies im kirchlichen Leben der Zeit möglich war. Hier im CVJM oder auch in den Vereinen «Philadelphia» und Blaues Kreuz gehörten intensives Glaubensleben, Diakonie und Missionsarbeit eng zusammen. Der offiziellen Kirche war diese engagierte Form des Christseins noch fremd. Dem über Jahrhunderte geprägten kirchlichen Amt fehlte weitgehend das Verständnis für ehrenamtlich tätige Laien, die in Eigenverantwortung praktizierten, was nach dem Neuen Testament und der Interpretation der Reformatoren ihre Bestimmung war: die Verwirklichung des allgemeinen Priestertums der Gläubigen.

Bis zum Beginn des Zweiten Weltkrieges gingen insgesamt acht Missionare aus dem Lüdenscheider CVJM hervor, aus der «Philadelphia» auch zwei Missionarinnen. Emil Funke war der erste, der aus Lüdenscheid in ein Missionsgebiet nach Übersee ging. Über ihn, seinen Bruder Alexander und seinen Sohn Albert, die ebenfalls als Missionare in Togo wirkten, wurde bereits berichtet.⁵ Hier folgen Biographien der Missionare Wilhelm Müller und Otto Brockhaus, die beide im Dienst der Rheinischen Mission in Südostasien arbeiteten.⁶

Auch die Missionsgesellschaften, wie die Rheinische Mission, waren nicht als kirchliche Institutionen sondern als freie Werke entstanden. Ihr Ziel war die Völkermission und dazu die Aussendung von Missionaren. Als sich am 23. September 1823 die drei Missionsvereine aus Barmen, Elberfeld und Köln zur Rheinischen Missionsgesellschaft zusammenschlossen, war dies der Anfang der größten deutschen Missionsgesellschaft. Die heimische Region wurde seit 1831 durch die Märkische Missionsgesellschaft vertreten, die die Rheinische Mission unterstützte,



Abb. 1) Missionar Wilhelm Müller (* 1878 – † 1942) und seine Ehefrau Adele Müller, geb. von Erlen (* 1880 - † 1951). Fotos: Historisches Bildarchiv der VEM, Wuppertal.

und deren Vorsitzender von 1882 bis 1909 der Lüdenscheider Superintendent Karl Niederstein war. Die Rheinische Missionsgesellschaft bestand bis 1971 und ging dann in der Vereinten Evangelischen Mission (VEM) auf.

2. Wilhelm Müller in Sumatra

Wilhelm Müller wurde am 26. März 1878 in Hahnbuche in der Gemeinde Eckenhausen im Kreis Waldbröl als erstes Kind des Pflastermeisters Wilhelm Müller sen. und seiner Ehefrau Caroline, geb. Köster, geboren. Sechs Brüder und eine Schwester starben schon als Kinder. Nur eine Schwester, Caroline, erreichte mit ihm das Erwachsenenalter. Sie heiratete am 19. Februar 1901 in Lüdenscheid den Commis (Handlungsreisenden) Albert Weiland, der zum geschäftsführenden Vorstand des CVJM Lüdenscheid gehörte und über Jahrzehnte Presbyter der evangelischen Kirchengemeinde war. Schon im Frühjahr 1882, als Wilhelm gerade vier Jahre alt war, kam die Familie nach Lüdenscheid, wohnhaft zunächst Mehr 54, später Gartenstraße 21, wo sich der Vater mit einem Pflastergeschäft erfolgreich selbständig machte. Wilhelm Müller besuchte von Ostern 1884 bis 1892 die evangelische Volksschule und wurde Ostern 1892 durch Pfarrer Karl Turck in der Stadtkirche konfirmiert. Nach dem Schulabschluss sollte er in das Geschäft seines Vaters eintreten. Weil er sich jedoch für den Beruf des Pflasterers als körperlich zu schwach erwies, begann er im Oktober 1892 eine Schlosserlehre in einem Lüdenscheider Betrieb. Aber diese Ausbildung konnte er nicht zu Ende führen. Nach zwei Jahren nahm ihn sein Vater wegen

1 Protokollbuch des Missionsvereins 1859 – 1937, Kirchengemeindearchiv Lüdenscheid, Bestand 487

2 G. Deitenbeck, Geschichte der Stadt Lüdenscheid 1813 – 1914, 1985, S. 248

3 H. Waldminghaus, Der Weg der Evangelischen Allianz in Lüdenscheid, 2000, S. 9/10

4 H. Waldminghaus, CVJM in Lüdenscheid 1884 – 1984, 1984, S. 18 - 22

5 H. Waldminghaus, Der Lüdenscheider Missionar Emil Funke (1873 – 1923) und seine Familie, in Der Reidemeister Nr. 171 vom 14. 8. 2007, S. 1381 – 1396, und Nr. 177 vom 6. 2. 2009, S. 1454/1455

6 Die Angaben beruhen im Wesentlichen auf den Personalakten W. Müller und O. Brockhaus im Archiv der Rheinischen Missionsgesellschaft, Archiv- und Museumsstiftung der VEM, Rudolfstraße 137, 42285 Wuppertal. Ich danke Herrn Wolfgang Apelt, Bibliothek und Schriftarchiv der VEM, für freundliche Unterstützung.

Krankheit und Zwistigkeiten mit dem Lehrherrn aus der Lehre und beschäftigte ihn nun doch im eigenen Geschäft. Hier arbeitete Wilhelm bis zu seinem Eintritt in das Missionshaus.

Schon bald nach seinem Umzug nach Lüdenscheid betätigte sich der Vater im Evangelischen Männer- und Jünglingsverein. Er wurde am 13. April 1893 in den Vorstand und am 20. November 1895 zum Kassierer gewählt. Er war Mitglied der Repräsentation der evangelischen Kirchengemeinde und gehörte dem Vorstand des lokalen Missionsvereins an.

Nach seiner Konfirmation hielt sich auch Wilhelm Müller jun. zum Männer- und Jünglingsverein. Neben Bibelstunden und Fortbildungskursen pflegte der Verein das Interesse für die Heidenmission. Die jungen Männer hörten Berichte und sahen Lichtbilder aus der Mission, sprachen über die Missionsgebiete und sammelten dafür Spenden. Im Herbst 1895 hielt Pfarrer Bührmann aus Potsdam Evangelisationsversammlungen im Evangelischen Vereinshaus ab, an der sich besonders viele junge Männer beteiligten. Wilhelm Müller war einer der Besucher und bekam hier den Anstoß zu Überlegungen, hauptamtlich in die Reichsgottesarbeit zu gehen. Den Weg in die Mission wies ihm Emil Funke im Männer- und Jünglingsverein. Müller schreibt dazu im August 1905: „Missionsgedanken wurden in mir durch einen Freund, den ich im Jünglingsverein fand, wachgerufen. Jener Freund ist vor einigen Jahren selbst als Missionar der Norddeutschen Missionsgesellschaft nach Togo hinausgegangen.“⁷ Sein Vater stimmte seiner Entscheidung zu, sich zum Beruf des Missionars ausbilden zu lassen.

Am 1. Oktober 1898 trat Wilhelm Müller zur Ausbildung in das Barmer Missionshaus ein. Unterbrochen wurde diese Zeit durch das Jahr von Oktober 1900 bis Oktober 1901, in dem er seiner Militärpflicht bei der 10. Kompanie des Infanterieregiments Nr. 53 in Köln genügen musste. Nach erfolgreichem Abschluss der Missionsschule wurde er am 2. August 1905 eingesegnet. Vier Vertreter des CVJM Lüdenscheid nahmen an der Feier in Barmen teil. Am 24. September bereitete ihm sein Heimatverein ein Abschiedsfest und ernannte ihn zum Ehrenmitglied. Am 6. Oktober folgte die Aussendung nach Niederländisch-Indien, heute Indonesien, auf die Insel Sumatra. Bis zu seiner Internierung im Jahr 1940 sollte Sumatra sein Arbeitsgebiet bleiben.⁸ Seine Einsatzorte waren Bonan Dolok von 1906 bis 1920, Doloksanggul von 1920 bis 1924 und Pearadja von 1926 bis 1940. Im Jahr 1925/26 konnte er das einzige Mal zum Urlaub in die Heimat reisen. Am 22. November 1907 heiratete er in Pearadja Adele von Erlen, die am 26. Januar 1880 in Barmen geboren war, in Halberstadt eine Ausbildung im „Mutterhaus für Kleinkinderlehre“ gemacht hatte und bereits über eine mehrjährige Praxis in der Kinderarbeit verfügte. Ihre Ehe blieb allerdings kinderlos.

Nachdem Wilhelm Müller am 28. November in der Hafenstadt Sibolga an der Westküste Sumatras gelandet war, reiste er zunächst weiter zu Missionar Culemann nach Sipoholon, nordwestlich von Tarutung, zu Studien der Bataksprache. Um sich an die fremden Laute zu gewöhnen, versuchte er sich möglichst mit den Einheimischen zu unterhalten, was ihm neben Kopfschütteln auch viel Lachen eintrug. Vier Wochen konnte er auf der Sumatra vorgelagerten Insel Nias verbringen, wo sein zukünftiger Schwager Paul von Erlen seit 1904 als Missionar der Rheinischen Mission arbeitete. Müllers erste Aufgabe bestand im Aufbau einer Missionsstation in Bonan Dolok. Die Leute dort hatten schon seit 27 Jahren, bisher vergeblich, um einen Missionar gebeten. Der Weg führte von Sipoholon nach Nordwesten und war äußerst beschwerlich. „Tiefe Schluchten und Urwalddickicht wechselten miteinander ab, sodaß man fast verzagen konnte und wir uns nur wunderten, wie unsere Pferde überhaupt dort hindurch kommen. Oft mussten wir uns an den Baumwurzeln oder Zweigen festhalten, um nicht gar zu schnell bergab zu kommen.“ Da die Anlage einer Missionsstation den ganzen Stamm betraf, kamen zunächst die batakischen Häuptlinge zusammen. Nach langer Besprechung wurde das Vorhaben begrüßt und ein geeigneter Bauplatz ausgewählt. «Der geschenkte Platz hat nach ungefähre Schätzung eine Länge von 150 m und eine Breite von ca. 100 m, liegt ziemlich geschützt mit einem prachtvollen Blick auf Pomonangan und die dahinter liegenden Berge. Auch ist mit leichter Mühe schönes, klares Gebirgswasser dorthin zu bekommen.» Nach Angaben der Häuptlinge würden zum Stationsgebiet Bonan Dolok etwa 1.600 Familien mit fast 8.000 Menschen gehören, «also übrig genug für einen Missionar».



Abb. 2) Foto aus der Mission auf Sumatra vor 1918. Stehend rechts: Missionar Wilhelm Müller, neben ihm: seine Frau Adele, geb. von Erlen. Stehend der Dritte von links: Missionar D. Ludwig Ingwer Nommensen (1834 – 1918), der „Apostel der Batak“. Nommensen kam 1862 nach Sumatra und konnte drei Jahre später im Hochtal Silindung die ersten Familien taufen. Auch wenn sich die Menschen nur schwer von ihrer animistischen Religion trennten, ließen sich im Laufe von mehr als 50 Jahren immer mehr Batak taufen. Im Todesjahr Nommensens zählte die Batakkirche 180.000 Mitglieder in rund 500 Gemeinden. Fotosammlung Kreiskirchenarchiv Lüdenscheid.

Für die Missionare war es wichtig, sowohl um ihrer persönlichen Situation als auch um geistlicher und geldlicher Unterstützung ihrer Arbeit willen, regelmäßige Verbindungen zu ihren Heimatgemeinden zu halten. So pflegte Wilhelm Müller brieflichen Kontakt zu seinen Freunden im CVJM Lüdenscheid. In den Vereinsstunden wurde regelmäßig Geld für die Missionsarbeit in Sumatra und in Togo gesammelt. Der «Evangelische Gemeindebote aus Lüdenscheid» veröffentlichte mehrmals Müllers Berichte. Schon bei der Errichtung der Station und dem Bau der Kirche in Bonan Dolok beteiligten sich die Lüdenscheider und schenkten eine Glocke, die rechtzeitig zum Weihnachtsfest 1907 eintraf und den Namen «Lüdenscheid» erhielt. Nun lud sie täglich mit ihrem Geläut zur Schule und sonntäglich zum Gottesdienst, zum Taufunterricht und zur Sonntagschule ein. Jeder Tag schloss mit dem Abendläuten um 18 Uhr. Das in der Bataksprache abgefasste Dankschreiben der Häuptlinge veröffentlichte der

Gemeindebote in wörtlicher Übersetzung. Darin heißt es u. a.: „An unsere Herren und die Aeltesten und Alle, nach denen wir uns sehnen in Lüdenscheid. Seid gegrüßt, Ihr, unsere Herren, Prediger und Alle, die für uns sorgen. Mit Freuden sagen wir Euch Dank, weil Gott Eure Herzen willig gemacht hat, uns, die Schlafenden, aufzuerwecken. [...] Ein Sprichwort bei uns sagt: ‚Die Güte des Erarbeiteten erfreut und ermuntert den Arbeiter‘. [...] Empfanget nun den Gruß und Dank von uns, den Häuptlingen und der ganzen Gemeinde Bonan-Dolok.“⁹

Am 26. Januar 1908 konnte die Kirchweihe gefeiert werden, mit der die Taufe von nicht weniger als 167 Erwachsenen und Kindern verbunden war. Müller berichtet: „Was war das für ein buntes Leben und Treiben an dem Tage [...] Leider musste ich Einweihung, Taufe und auch noch eine Konfirmation allein vollziehen. Unserem alten 73jährigen Herrn Ephorus D. Nommensen¹⁰ konnte ich eine Reise von mindestens 3 Tagen bis hierher nicht zumuten [...] Die Kirche war gedrängt voll, 700 – 800 Personen haben darin Platz. Nach einer kurzen Predigt fand die Prüfung der Taufbewerber statt, und zwar in Katechismus (kleiner Lutherischer), Sprüchen und biblische Geschichte.“ Nach einer Mittagspause fand dann die Taufe von 167 Personen statt. „Als diese vorüber war, fand noch die Konfirmation eines meiner Dienstjungen statt, der längst gerne heiraten wollte, aber nicht konnte, bevor er konfirmiert war. Es besteht nämlich in den Gemeinden das Gesetz, dass die, die jung getauft sind, erst konfirmiert sein müssen, bevor sie kirchlich getraut werden können. Nun setzen sich die jungen Burschen und Mädchen doch hin und lernen, denn die kirchliche Trauung gilt ihnen doch etwas. Mit der Konfirmation hatten dann die Feierlichkeiten für diesen Tag ein Ende. Müde war ich, sehr müde. Aber selten habe ich mich so fröhlich hingelegt zum Schlafen wie an diesem Abend. Was hatte doch der Herr in der kurzen Zeit meines Hierseins alles getan! Vor 4 bis 5 Jahren war hier noch Menschenfleisch gegessen worden und jetzt schon eine so große Gemeinde.“¹¹ Aber es gab nicht nur Erfolgsmeldungen sondern auch Rückschläge. Müller hatte besonders gegen zwei

7 Siehe Anm. 5

8 Zu Sumatra sowie zu Kirche und Mission dort siehe auch H. Waldminghaus, Dr. Otto Hueck (1888 – 1985) Missionsarzt in China und Indonesien, in Der Reidemeister Nr. 189 vom 25. 1. 2012

9 Evangelischer Gemeindebote aus Lüdenscheid, Nr. 20 vom 17. 5. 1908, S. 155

10 Siehe Bildunterschrift Abb. 2

Laster zu kämpfen, „das Opiumrauchen und das Schnapstrinken“.

1920 stand der Wechsel nach Doloksanggul an. Für Müller kein völlig fremdes Arbeitsgebiet, da er während des Ersten Weltkrieges hier schon Vertretungsdienste übernommen hatte. Dennoch stellt er fest: „Der Unterschied im Charakter der Leute von Bonan Dolok und hier ist doch ziemlich groß und es wird noch eine geraume Zeit dauern bis das gegenseitige Kennen und Vertrauen zustande gekommen ist.“ Und er teilt der Missionsleitung in Barmen auch mit, was er für „ein Hauptfordernis für uns Missionare“ hält: „Herabsteigen von der ‚Höhe‘, auf der wir unter diesem Volke bisher standen. Wir können nicht mehr alles allein machen und nur diktieren, wie es werden soll. Wir müssen noch mehr als bisher des inne werden, dass nicht die Leute für uns, sondern wir für die Leute da sind, und dass die Gemeinde immer mehr mitreden möchte und auch ein Recht hat mitzureden.“¹² Während die Arbeit zunahm, sank die Zahl der Missionare. Müller machte sich Sorgen, dass nicht mehr alle Stationen versorgt werden konnten.

Wilhelm Müller betätigte sich auch als Autor. 1919 brachte er in der Bataksprache ein «Lehrbuch für den Konfirmandenunterricht» heraus und 1926 schrieb er über «Das Ringen in der werdenden Volkskirche auf Sumatra», Verlag des Barmer Missionshauses, 23 Seiten.

Nach seinem Heimaturlaub wechselte 1926 der Einsatzort nach Pearadja, unmittelbar südlich von Tarutung. Hier blieb er bis zum Ende seines Missionsdienstes. Als inzwischen älter Gewordener sah er manche Entwicklungen, insbesondere bei der Ausbildung im Barmer Missionshaus und den neu in den Dienst kommenden jungen Missionaren, kritisch: «Man sieht den Missionsdienst nicht mehr als eine Berufung fürs Leben an sondern als ein Dienstverhältnis, das man jederzeit lösen kann. Das gilt nicht nur von Ärzten und Theologen sondern auch von Missionaren. Wie mancher hat mir schon in den letzten Jahren gesagt: hätte ich das gewusst, dann wäre ich zuhause geblieben.» Auch wenn diese pauschale Kritik sicherlich so nicht berechtigt war, zeigt sie doch etwas an von dem Wandel des Missionsverständnisses und der persönlichen Haltung der Missionare zu ihrem Beruf. Die Zeit, in der Mission eine Lebensaufgabe war, schien vorbei zu sein. Dazu kamen offenkundig finanzielle Schwierigkeiten. Die Gehälter konnten nicht rechtzeitig und nicht vollständig gezahlt werden und für unbedingt notwendige Ausgaben fehlte das Geld. Wilhelm Müller dachte über sein Ausscheiden aus der Arbeit nach und verwies auf die Bestimmungen, nach denen er am 1. April 1940 Anspruch auf Pension hatte. Aber das Ende seines Dienstes kam anders als erwartet.

Nach dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges wird ein Abstand zwischen der Missionsleitung in Deutschland und denen draußen auf dem Missionsfeld deutlich. «Sehr schmerzlich fühlen wir alle hier die völlige Verständnislosigkeit der Heimatleitung mit unserer Lage hier draußen» schreibt Müller am 20. November 1939 an den ihm befreundeten Missionsdirektor i. R. Johannes Warneck in Barmen. Das Verhältnis zur niederländischen Kolonialverwaltung bleibt erfreulich gut. «Die holländische Regierung sieht es als eine Staatsnotwendigkeit an, dass unsere Arbeit weiter getan wird und führt darum vom Haag aus die Verhandlungen mit der deutschen Regierung.» In den Verhandlungen ging es

darum, den durch den Krieg unterbrochenen Transfer von Geldern aus Deutschland durch eine Clearingstelle wieder zu ermöglichen. Die Kolonialverwaltung unterstützte die deutsche Mission und eröffnete zusätzliche Finanzierungsquellen. Müller wurde jetzt als «Algemeen schoolbeheerder» aus dem Schulgeld bezahlt, der Ephorus von der Ind. Kerk, andere Mitarbeiter der Mission erhielten Hilfsgelder oder Zuwendungen für Sprachforschung.

Als das nationalsozialistische Deutschland am 10. Mai 1940 unter Verletzung der niederländischen Neutralität das Nachbarland angriff und besetzte, war das für die deutsche Mission in Niederländisch-Indien das vorläufige Ende. Die Kolonialverwaltung internierte alle Deutschen ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht. Keiner der deutschen Missionare blieb verschont. Das Ehepaar Müller wurde getrennt und in unterschiedlichen Lagern untergebracht. Als zu Beginn des Jahres 1942 die japanische Besetzung Sumatras drohte, sollten die mehr als 2.500 deutschen Internierten nach Britisch-Indien gebracht werden. Der Frachter Van Imhoff legte am 18. Januar 1942 mit 478 registrierten deutschen Zivilinternierten an Bord mit dem Ziel Bombay in Sibolga ab. Einen Tag später griff ein japanisches Flugzeug die nicht als Gefangenentransport gekennzeichnete Van Imhoff an und versenkte sie. Während die Schiffsbesatzung in die Rettungsboote stieg, versanken die eingesperrten Deutschen mit dem Schiff. Da der Name Wilhelm Müllers zunächst nicht auf der amtlichen Verlustliste stand, blieb längere Zeit unklar, ob er zu den Opfern der Schiffskatastrophe im Indischen Ozean gehörte. Erst nach Ermittlungen über die deutsche Botschaft in Tokio erhielt das Barmer Missionshaus im April 1943 Nachricht von seinem Tode beim Untergang der Van Imhoff.

Adele Müller kehrte nach siebenjähriger Internierung im Oktober 1947 mit den anderen «Sumatra-Frauen» in die Heimat zurück und lebte bis zu ihrem Tode bei Verwandten, der Bauernfamilie Samuel Fekkinghaus, in Kotten in der Gemeinde Halver. Sie starb am 19. Januar 1951, auf den Tag genau neun Jahre nach dem Tode ihres Mannes, im Kreiskrankenhaus Hellersen.

3. Otto Brockhaus auf Nias

Otto Brockhaus wurde am 8. Oktober 1877 als Sohn des Fabrikarbeiters Eduard Brockhaus und seiner Ehefrau Theodore, geb. Fernholz, in der Worth in Lüdenscheid geboren und am 4. November von Pfarrer Friedrich Rottmann getauft. Der Vater betrieb nebenbei, wie es nicht unüblich war, etwas Landwirtschaft. Im Dezember 1883 starb seine Mutter, nicht einmal 40 Jahre alt. Bei seiner Bewerbung für die Mission schrieb er in seinem Lebenslauf. „Nach dem Tode meiner Mutter traten zunächst Leute an ihre Stelle, die keine Mütter sein können. Später kam eine wirklich fromme Frau in unser Haus, die uns in etwa die Mutter ersetzte.“



Abb. 3) Missionar Otto Brockhaus (* 1877 – † 1911) und seine Ehefrau Anna Brockhaus, geb. Gerlach (* 1885 - † 1971). Fotos: Historisches Bildarchiv der VEM, Wuppertal.

Die Familie war inzwischen zum Wehberg umgezogen. Im September 1889 starb auch sein Vater. Nun blieb er mit seinen Schwestern allein. Von 1883 bis 1887 besuchte er die evangelische Volksschule in Oberrahmede, von 1887 bis 1891 die evangelische Volksschule in Lüdenscheid, wahrscheinlich die im Juni 1887 eröffnete Knapper Schule. Am 20. September 1891 wurde er durch Superintendent Niederstein konfirmiert. Am 12. Oktober 1891 begann er eine dreijährige Lehre bei der Schäfte-macherei und Lederhandlung Gottlieb Bruder in Lüdenscheid, Thünenstraße 18.

Von März 1895 bis Juni 1896 arbeitete Otto Brockhaus als Zuschneider in der „Lederhandlung und Schäftefabrikation Wilhelm Jäger“ in Siegen und vom Juni 1896 bis Mai 1897 in der „Schäftefabrik und Lederhandlung Adolf Busch“ in Siegen. Hier luden ihn Mitglieder des Jünglingsvereins immer wieder zu ihren Veranstaltungen ein; aber er wollte „ein tüchtiger Geschäftsmann“ werden und „nicht zu den Frommen gehören“. Schließlich nahm er die Einladungen doch an und beteiligte sich im Jünglingsverein. Auch für ihn war es eine Evangelisation, diesmal in Siegen, die ihn innerlich stark bewegte und sein Leben veränderte. Der Evangelist war der schwäbische Theologe und Erweckungsprediger Elias Schrenk, der selbst einige Jahre als Missionar an der Goldküste in Westafrika gearbeitet hatte. Von nun an besuchte Otto Brockhaus Missionsfeste und informierte sich durch das Lesen von Missionschriften.

Ab Juni 1897 arbeitete er wieder in Lüdenscheid, nun als selbständiger Schäftemacher in seinem Lehrbetrieb, der nach dem Tod von Gottlieb Bruder von Erwin Zapp übernommen worden war. Jetzt machte er im Männer- und Jünglingsverein mit und beteiligte sich an der damals sehr intensiven „Christlichen Blätterverteilung“.¹³ Nicht nur im Evangelischen Vereinshaus sondern auch in seinem Zimmer in der Thünenstraße sammelten sich junge Männer um ihn. Seine frische, derbe und offene Art zog an. Doch dann lockte es ihn wieder in die Ferne. Vom 1. Januar 1899 bis 31. Mai 1900 arbeitete er in der Leder- und Schuhmacherartikel-Handlung August Schwarzkopf in Erfurt. Von Schwarzkopf erhielt er den Auftrag, eine Geschäftsfiliale in Weimar zu leiten. Von nun an verwandte er die Berufsbezeichnung „Kaufmann“. Er meldete sich zur Aufnahme in das Missionshaus Neukirchen,¹⁴ zog aber seine Bewerbung wieder zurück, weil ihm doch Zweifel gekommen waren, „ich könnte auch in der Heimat ebenso gut für den Herrn arbeiten und brauchte

11 Wie Anm. 9, Nr. 21 vom 24. 5. 1908, S. 164

12 Brief an Missionsinspektor R. Wegner vom 20. 10. 1920

13 Wie Anm. 4, S. 18

14 Die Neukirchener Mission war eine noch junge, 1882 gegründete Missionsgesellschaft

deshalb nicht zu den Heiden zu gehen“. Nachdem er vorübergehend in Iserlohn gearbeitet hatte, ging er noch einmal nach Erfurt zu August Schwarzkopf zurück. Aber der Gedanke an die Mission ließ ihn nicht los. Schließlich, er hatte sein 24. Lebensjahr schon vollendet, meldete er sich zur Ausbildung im Barmer Missionshaus. Der zuständige Ausbildungsleiter vermerkte handschriftlich am Rande der Bewerbung: „Näheres Kennenlernen erforderlich, um zu sehen, inwieweit er zum Missionsberuf geeignet ist.“ Die persönliche Vorstellung bestätigte seine Eignung. Otto Brockhaus trat die sechsjährige Ausbildung im Missionsseminar in Barmen an und vollendete sie mit der Ordinationsprüfung am 7. April 1908.

Am 5. August 1908 wurde er in der alten reformierten Kirche in Elberfeld zum Predigtamt und zur Verwaltung der Sakramente auf dem von der Missionsgesellschaft ihm zuzuweisenden Arbeitsgebiet ordiniert. Dieses Arbeitsgebiet sollte die Insel Nias im Indischen Ozean sein, 125 km vor der Westküste Sumatras gelegen, etwa 125 km lang und 40 km breit, mit bis zu 887 m hohen Bergen. Seit 1865 waren Missionare der Rheinischen Mission auf der Insel. Bei den Niassern spielte der Ahnenkult eine besondere Rolle. Viele gaben mit der Annahme des christlichen Glaubens ihre animistischen Traditionen auf. Aber die Auseinandersetzungen um Kopfgeld und Ahnenkult dauerten in der Zeit von Otto Brockhaus an.

Bevor der junge Missionar am 28. September 1908 von Genua aus seine Schiffsreise nach Nias antrat, richtete ihm der CVJM Lüdenscheid am Sonntag, 20. September, im Vereinshaus Immanuel eine Abschiedsfeier aus. Neben seinen Angehörigen und seiner Braut, der Lehrerin Anna Gerlach, geboren am 13. Oktober 1885 in Barmen, waren viele seiner Freunde, auch aus dem alten Männer- und Jünglingsverein, gekommen. Der CVJM-Vorsitzende Fritz Hardt verabschiedete ihn mit herzlichen Worten. „Das schöne Beisammensein verlief bei gemütlichem Kaffeetrinken und unter den Vorträgen von Chorliedern auf das ansprechendste.“ Pfarrer Proebsting ergriff in Vertretung des Superintendenten das Wort, indem er an den Konfirmationsspruch erinnerte, den Otto Brockhaus auf den Tag genau 17 Jahre vorher erhalten hatte: 2. Timotheus 1, 13. Er wünschte ihm namens der Kirchengemeinde Kraft „für seine große und schwere Aufgabe“. Brockhaus bedankte sich für die guten Wünsche und die gelungene Feier und bat, „seiner in der ferneren Arbeit hier in der Heimat im Kreise der Freunde fürbittend zu gedenken“.¹⁵

Als Otto Brockhaus auf Nias ankam, empfing ihn zuerst Missionar Adam Fehr in Ombolata. Fehr war dankbar für die Ankunft des neuen Mitarbeiters. Wie umfangreich die Arbeit und wie angespannt die Personalsituation der Mission auf Nias sich darstellte, zeigte aber seine Meldung nach Barmen: „Es ist bedauerlich, daß nicht ein zweiter Bruder mit ihm gesandt werden konnte.“ Im März 1909 schrieb Brockhaus schon aus Sifaoroasi, wo er bei Missionar Eduard Fries in die Missionsarbeit eingeführt wurde und er die Sprache der Einheimischen gründlich erlernen sollte. Letzteres fiel ihm offensichtlich schwer. Er fürchtete, lebenslang mit Sprachschwierigkeiten kämpfen zu müssen. „Es tut mir sehr leid, daß ich noch nicht so kann, wie ich wohl gerne möchte, ich würde lieber heute als morgen eine Station übernehmen, aber ich fühle doch selber, daß mir noch zu viel fehlt.“¹⁶ Mit Dankbarkeit stellte er aber fest, dass es ihm gesundheitlich sehr gut ging.

Im Herbst 1909 hatte er seine Sprachstudien aber doch insoweit abgeschlossen, als er mit den Niassern reden konnte. Jetzt sollte er in dem kleinen Archipel Hinako vor der Westküste von Nias eine Missionsstation übernehmen. Über seine etwas beschwerliche Ankunft dort berichtete er. „Es war

also am 13. Oktober vorigen Jahres, als ich mit dem Dampfer >Jakobo< hier landete, um die Arbeit von Bruder Hoffmann zu übernehmen. Nachdem das Schiff geankert hatte, sandte ich sofort Boten an die christlichen Häuptlinge mit der Bitte, mir doch einen Kahn und Leute zu schicken, damit ich mit meinen Sachen an's Land kommen könnte. Lange hatte ich gewartet und da sich kein Mensch blicken ließ, sandte ich abermals Boten, aber auch jetzt kam weder Kahn noch Antwort. So war ich gezwungen, meine Sachen den Chinesen und Malaien zu übergeben und mich von diesen an's Land rudern zu lassen. Natürlich ließen sie sich sehr gut bezahlen! Nun lagen meine Sachen am Strande, aber wer sollte mir sie zur Station bringen? Ich ging zu den Häuptlingen und bat sie, mir doch einige Leute zu besorgen, die mir meine Kisten zur Station trügen; aber auch jetzt, obgleich sie >Ja< sagten, kam kein Mensch. Schließlich habe ich die Leute auf der Straße angehalten, mir doch meine Sachen zur Station zu tragen. Meine Bücherkiste habe ich auf der Dorfstraße auspacken müssen und die Bücher von Kindern hinauftragen lassen. Und hätte ich meine beiden Jungen nicht gehabt, dann lägen meine Sachen vielleicht heute noch am Seestrande! So ist es bis heute noch. Früher haben die christlichen Häuptlinge die Sachen für den Missionar holen lassen, aber heute tun sie es nicht mehr. Dies machen sich die Chinesen und Malaien zunutze und fordern Löhne, die man kaum bezahlen kann.“¹⁷

Im September 1910 reiste seine Braut Anna Gerlach ihm nach. Am 20. November feierten sie ihre Hochzeit. Aber sie blieben nur für kurze Zeit vereint. Am Abend des 6. Februar 1911 legte Otto Brockhaus mit seinem Boot ab, um ein draußen ankerndes holländisches Schiff zu erreichen und wie gewohnt seine Postsachen zu holen. Nach kurzer Fahrt schlug das Boot in der Brandung um. Er ertrank und konnte nur noch tot aus den Wellen geborgen werden. Als die Nachricht in Lüdenscheid eintraf, waren viele Freunde tief bewegt. Fritz Hardt, der CVJM-Vorsitzende, schrieb: „Brockhaus war ein frischer Mann, voller Arbeitslust und Gottvertrauen. Er zog gerne hinaus in sein Arbeitsgebiet, die Insel Nias. [...] Mit ihm ist eine Kraft dahingegangen, an die viele Hoffnungen geknüpft waren.“¹⁸ Im Gemeindeboden erschien ein Nachruf, den wohl der Schriftleiter Pfarrer Proebsting verfasste: „Nur 33 Jahre ist er alt geworden, nur etwas mehr als zwei Jahre hat er unter den Heiden arbeiten dürfen. Erst am 20. November vorigen Jahres hatte er sich verheiratet.“

So hat Gott ihn früh von seinem Tagewerk abgerufen. Des Herrn Wege sind unerforschlich. Ein neues Missionsgrab jenseits des Ozeans, aber es ist Aussaat zur Ernte.“¹⁹

Der jungen Witwe Anna Brockhaus fiel es schwer, die Insel Nias zu verlassen. Aber sie sah keine andere Möglichkeit. Am 31. Juli 1911 trat sie auf der „Oranga“ von Sabang aus, im äußersten Nordwesten der Insel Sumatra, die Heimreise an. Sie arbeitete wieder in ihrem geliebten Beruf als Lehrerin. Am 25. April 1923 schloss sie die Ehe mit Pfarrer Karl Hoffmann, der in der Kirchengemeinde Hopfgarten im Dekanat Alsfeld tätig war. Anna Hoffmann verstarb am 13. Februar 1971 in Bad Nauheim.²⁰

4. Zusammenfassung

Nachdem Emil Funke als erster Missionar aus Lüdenscheid im Jahr 1902 nach Afrika aufgebrochen war, folgten als zweiter und dritter Wilhelm Müller 1905 und Otto Brockhaus 1908 nach Südostasien. Müller und Brockhaus wurden unterschiedliche Wege geführt. Der eine erfuhr die Unterstützung seines Elternhauses; der andere musste sich als Waise zurechtfinden. Der Jüngere wurde drei Jahre eher ausgesandt als der Ältere. Der eine konnte seiner Berufung fast bis zur Pensionsgrenze nachgehen; der andere fand kaum Zeit, sich richtig einzuarbeiten.

Dennoch überwiegen die Gemeinsamkeiten, nicht nur was Ausbildung, Dienstherrn und Einsatzgebiet betrifft. Beide gingen aus den Reihen des Männer- und Jünglingsvereins bzw. des CVJM hervor. Beide erhielten den entscheidenden Anstoß zum Glauben und letztlich zu ihrer Berufung zur Mission bei Evangelisationen. Beide heirateten auf dem Missionsfeld, beide Frauen aus Barmen und beide Ehen blieben kinderlos. Beide kamen schließlich durch tragische Ereignisse, geografisch nicht weit voneinander entfernt, in den Fluten des Indischen Ozeans ums Leben. Was sie aber im Innersten verband, war der Wille, als Zeugen der selbst erfahrenen Liebe Gottes Grenzen der Kontinente, Kulturen und Religionen zu überwinden, um fremden Menschen Heil und Hilfe zu bringen.

Der Autor: Verwaltungsdirektor i. R. Hartmut Waldminghaus, Dürerweg 13, 58509 Lüdenscheid

15 Wie Anm. 9, Nr. 39 vom 27. 9. 1908, S. 309/310

16 Brief an die Missionsleitung in Barmen vom 27. 3. 1909

17 Brief an die Missionsleitung in Barmen vom 11. 1. 1910

18 Festschrift, Zum 25jährigen Jubelfeste des CVJM Lüdenscheid, 1925, S. 18

19 Wie Anm. 9, Nr. 12 vom 19. 3. 1911, S. 95

20 Auskunft des Zentralarchivs der Ev. Kirche in Hessen und Nassau, Ahastraße 5 a, 64285 Darmstadt, vom 22. 4. 2013



Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung
Herausgeber: Geschichts- und Heimatverein Lüdenscheid e.V.
Alte Rathausstraße 3, 58511 Lüdenscheid, Telefon 02351/17-1645
www.ghv-luedenscheid.de

Schriftleiter: Hartmut Waldminghaus

Druck: Märkischer Zeitungsverlag GmbH & Co. KG



Geschichts- und Heimatverein Lüdenscheid e.V.